

Aus dem Inhalt:

Im Mittelpunkt das Kind –
Gegenwart und Zukunft
kirchlicher Kindertagesstätten

Entwicklungspsychologische Beratung
für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern

Paar- und Elternberatung

Wenn die Eltern sich trennen und scheiden lassen:
Wie auf die Kinder achten und sie stärken?

Projekt „peer.net“

Stark für Kinder und Familien

Kinder- und Familienzentren

Aus dem Pfarrverein

Buchbesprechungen



Diakonie

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Ist kein schändlicher Werk, als Kinder lassen nach ihrem Willen leben“, so wird Martin Luther zitiert. Erziehung und Bildung war das Ziel des Reformators, der auch durch seinen Einsatz in diesem Bereich Geschichte schrieb. Vielleicht hat sich die Synode im Reformationsjubiläumsjahr 2017 diese Einstellung Luthers besonders zu Herzen genommen. Jedenfalls haben die Synodalen auf der Frühjahrstagung ein Maßnahmenpaket zur Stärkung des evangelischen Profils in den Kindertageseinrichtungen beschlossen.

Ein erkennbar evangelisches Profil sollen unsere Einrichtungen in Zukunft haben. Das ist noch einmal spezifischer als ein allgemein christliches Profil. Nicht für alle Einrichtungen ist das ein wirkliches Zukunftsprogramm, sondern vielmehr schon lange fester Bestandteil der Arbeit vor Ort. Wenn es demnächst hier weitere Anregungen zur Schärfung dieses Profils geben sollte, dann bleibt zu hoffen, dass sie die Arbeit vor Ort inspirieren und hilfreich erleichtern werden. Für manche Einrichtungen wird das Maßnahmenpaket zur Stärkung des evangelischen Profils sicher zu einer besonderen Herausforderung für die Zukunft werden. Zukunftsprogramm eben, nach dem auch wir in dieser Ausgabe der Badischen Pfarrvereinsblätter fragen.

„Im Mittelpunkt: das Kind – Über die Gegenwart und Zukunft kirchlicher Kindertagesstätten“, so haben wir dieses The-

menheft betitelt und einige fundierte Artikel zusammengetragen, die wir Ihnen als Lektüre ans Herz legen. Vielleicht schon ein wenig als Einstimmung auf den zu erwartenden landeskirchlichen Maßnahmenkatalog.

Ihnen als Träger von Kindertagesstätten weiterhin einen langem Atem bei Ihrer Arbeit, die sich ständig den Entwicklungen in der Kinderbetreuung zu stellen hat.

Für das Tandem in der Schriftleitung

Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

Die übernächste Ausgabe 9/2017 widmet sich dem Thema „Vom Reden und Lieben – Evangelische Erwachsenenbildung“.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei

bis spätestens zum

7. August 2017

an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe (Doppelnummer) 7-8/2017 zum Thema „Welche darf's denn sein? Die Bibel und ihre Übersetzungen“ befindet sich bereits in Vorbereitung.

„Im Mittelpunkt das Kind“

■ **Kinder im Blick zu haben gelingt uns in den Gemeinden und in der Landeskirche strukturell vor allem durch unsere vielfältige Arbeit in Kindertagesstätten. Daneben gibt es ein der Gemeindepraxis weniger präsentenes Netz psychologischer Beratung für Kinder, Eltern und Familien. Dieses Kinder tragende Netz wird in sechs Artikeln vorgestellt und instruktiv eingeleitet durch Ursula Bank, Landeskirchliche Beauftragte für Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatung (Psychologische Beratung).**

„Im Mittelpunkt das Kind“ ...

betitelt eine der zentralen Perspektiven Psychologischer Beratungsstellen in der Evangelischen Landeskirche in Baden und der Diakonie Baden.

In insgesamt 16 Psychologischen Beratungsstellen in kirchenbezirklicher, diakonischer oder ökumenischer Trägerschaft werden Erziehungs- und Familienberatung und/oder Paar- und Lebensberatung angeboten. Erziehungsschwierigkeiten und Paarkonflikte, Beziehungskrisen und individuelle Lebensprobleme greifen oft ineinander und machen es notwendig, sowohl die ganze Familie, als

auch die Eltern, das Paar, die Kinder und die einzelnen Familienmitglieder gleichermaßen in den Blick zu nehmen. In den 16 Psychologischen Beratungsstellen auf dem Gebiet der Landeskirche wurden im Jahr 2016 in über 7.000 Beratungsfällen rund 12.500 Personen erreicht. In multidisziplinär

Psychologische Beratung ist ein niedrigschwelliges Angebot für Menschen in Krisen

zusammengesetzten Teams arbeiten insgesamt rund 100 psychologische Fachkräfte auf 60 Vollzeitstellen und ca. 20 Verwaltungsfachkräften auf knapp 10 Vollzeitstellen. Die Fachkräfte gehören verschiedenen Berufsfeldern (Psychologie, Pädagogik, Sozialpädagogik/ Sozialarbeit, Heilpädagogik, Theologie) an und verfügen über mehrjährige Weiterbildungen in psychotherapeutisch-beraterischen Verfahren. Ihre fachliche Kompetenz wird kontinuierlich durch Fallbesprechung, Supervision und Fortbildung erweitert. Da sich Lebens- und Beziehungsformen, Rollen- und Verhaltensmuster sowie Leitbilder und Wertvorstellungen rasch verändern, setzen sich die Fachkräfte immer wieder mit den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen und Methoden auseinander, um sie angemessen in ihre Arbeit zu integrieren und so den gewandelten Anforderungen gerecht zu werden. Psychologische Beratung stellt ein leicht zugängliches niedrigschwelliges Angebot zur Verfügung. In die Beratungsstellen kommen Menschen, die unter Konflikten, schwierigen Lebenssituationen oder Störungen ihrer seelischen und körperlichen Gesundheit leiden. Beratungsarbeit geht davon aus, dass zum Leben Entwicklungsprozesse gehören, die sehr belastend sein können, aber auch die Chance zur Neuorientierung bieten. Ratsuchende müssen sich nicht erst als „krank“ bezeichnen, um fachliche Hilfe zu bekommen. Psychologische Beratungsstellen bieten frühzeitige Hilfen an, bevor es zu schweren und an-

rer seelischen und körperlichen Gesundheit leiden. Beratungsarbeit geht davon aus, dass zum Leben Entwicklungsprozesse gehören, die sehr belastend sein können, aber auch die Chance zur Neuorientierung bieten. Ratsuchende müssen sich nicht erst als „krank“ bezeichnen, um fachliche Hilfe zu bekommen. Psychologische Beratungsstellen bieten frühzeitige Hilfen an, bevor es zu schweren und an-

dauernden Störungen bei Einzelnen oder Familien kommt. Sie stehen allen Menschen, unabhängig von Alter, sozialer Herkunft, Nationalität oder kirchlich-religiöser Zugehörigkeit, offen. Neben den Beratungsprozessen zählen Prävention und Öffentlichkeitsarbeit ebenso wie thematisch orientierte Gruppenangebote, Eltern- und Paarkurse zum Angebotsspektrum, auch Vorträge und Informationsveranstaltungen in Kindertagesstätten, Schulen und Gemeinden. Beratungsstellen sind eng mit anderen kirchlichen und psychosozialen Einrichtungen sowie mit Fachleuten verschiedener Berufszweige vernetzt. Sie kooperieren etwa im Rahmen der Jugendhilfe mit Kindertagesstätten und Schulen oder dem Gesundheitswesen. Auf kirchlicher Seite schlagen sie Brücken zwischen Seelsorge, Diakonie und Beratung. Die Landeskirchliche Beauftragte nimmt die fachliche und fachpolitische Unterstützung und Vertretung der Psychologischen Beratung als integriertes familienorientiertes Angebot wahr. Sie initiiert und begleitet notwendige fachliche wie konzeptionelle Veränderungen und die kontinuierliche Qualitätsentwicklung. Neben kommunalen Zuschüssen und Mitteln der örtlichen Träger trägt die evangelische Landeskirche in Baden zur Finanzierung der psychologischen Beratungsarbeit in Baden bei. Daneben ist eine sozial gestaffelte Kostenbeteiligung der Ratsuchenden unverzichtbar, außer bei Inanspruchnahme der Erziehungsberatung, für die im Sozialgesetzbuch VIII ein kostenfreier Anspruch geregelt ist. Nähere Informationen unter www.ekiba.de/psychologischeberatung. Weitere Auskünfte über die landeskirchliche Beauftragte Ursula.Bank@ekiba.de

Lesen Sie im Folgenden, in welcher Weise ganz konkret das Kind im Mittelpunkt stehen kann im Rahmen der Arbeit Psychologischer Beratungsstellen.

- Zu den Regelangeboten an der Waldhuter Beratungsstelle gehört die „**Entwicklungspsychologische Beratung**“ für das Alter 0–3 Jahre, eine herausfordernde Phase, in der viel passiert.
- **Paar- und Elternberatung** zählen zum Kernstück des seit über 60 Jahren bestehenden und stetig weiter entwickelten kirchlichen Angebotes, so auch an der Freiburger Beratungsstelle. Der Fokus ist dabei direkt oder indirekt auf die mit betroffenen Kinder gerichtet, denn ihr Gedeihen hängt nicht zuletzt an einem gedeihlichen Miteinander des (Eltern-)Paares.
- Angesichts gestiegener Scheidungsraten hat sich auch die **Trennungs- und Scheidungsberatung** zu einem Regelangebot entwickelt. Eine Mitarbeiterin der Pforzheimer Erziehungsberatungsstelle gibt konkrete Einblicke, wie dabei die Aufmerksamkeit auf die Kinder gerichtet werden kann.
- „Im Mittelpunkt das Kind“ gilt als Motto auch für zeitlich befristete **präventive Gruppenangebote**. Beispielsweise an der Beratungsstelle Bretten-Bruchsal ein Trainingsprogramm für sozial unsichere Grundschul Kinder und ein Unterstützungsangebot für Kinder psychisch kranker oder suchterkrankter Eltern im Alter von 9 und 16 Jahren.

■ Ursula Bank, Karlsruhe

Entwicklungspsychologische Beratung für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern

Im Mittelpunkt das Kind: genau das passiert, wenn Paare Eltern werden und sich auf das neue Lebewesen, ihre veränderten Rollen und eine völlig neue Lebenssituation einstellen müssen. Dabei kann es auch zu Überforderung, Verunsicherung und Ängsten kommen. Gefühlen mit denen das Paar so gar nicht gerechnet hat. Hier setzt das Beratungsangebot der Entwicklungspsychologischen Beratung an. Sein Konzept beruht auf Entwicklungsvorstellungen, die mit dem *transaktionalen Modell von Entwicklungen* (Sameroff & Fiese 2000) verbunden sind. Es beschreibt die Wechselwirkung zwischen dem sich entwickelnden Kind, seinen Eltern und seiner Umwelt.

Jede aktuelle Interaktion wird von vorhergehenden Erfahrungen beeinflusst und beeinflusst wiederum auch zukünftige Interaktionen. Neugeborene bewältigen vielfältige Anpassungen wie die Regulation des Temperaturhaushaltes, der Nahrungsaufnahme, des Schlaf-Wach-Rhythmus, der sozialen Aufgeschlossenheit. Von Geburt an unterscheiden sich Säuglinge erheblich in ihren Fähigkeiten zur Regulation von Offenheit und Belastung. Verbesserungen dieser Fähigkeiten hängen einerseits von Reifungsprozessen und andererseits von der elterlichen Unterstützung dieser Regulationsprozesse ab. Die Eltern sind herausgefordert zu „sehen, zu verstehen und zu handeln“, das heißt, die Signale ihres Kindes erkennen zu lernen, sie richtig zu interpretieren (Müdigkeit, Lan-

Die Beratung arbeitet an der Kompetenz der Eltern und deren Wirksamkeit

geweile, Überforderung etc.) und prompt und angemessen zu reagieren. Wenn Eltern und Kind gut aufeinander eingestimmt sind, fühlen sich die Eltern in ihrer Rolle kompetent und sicher und das Kind erlebt ein Vertrauen darin, gesehen und unterstützt zu werden. Es entsteht eine positive Gegenseitigkeit (nach Papoušek) und der Weg zu einer sicheren Bindung ist frei. Leider sind manche Kinder viel schwieriger zu lesen als andere und manche Eltern sind auch ohne ihr Kind schon in einer überfordernden Lebenssituation, weil sich zum Beispiel der Partner getrennt hat, die Wohnung zu klein ist oder auch nicht genügend

Geld in der Familie vorhanden ist. Angst und Unsicherheit der Eltern erschweren ihnen das Sich-Einlassen auf ihr

Kind. Es kommt zu einer negativen Gegenseitigkeit: das Kind reagiert mit Unruhe, Nörgeln und Schlafproblemen. Die Eltern sind erschöpft, depressiv und fühlen sich von ihrem Kind abgelehnt. In der Beratung wird daran gearbeitet, Eltern ihre Kompetenzen wieder spüren zu lassen und dass sie sich als selbstwirksam erleben. Im Folgenden können Sie sich anhand von zwei Beispielen ein Bild davon machen.

Hanni und Nanni oder die Angst vor Verlust lähmt das Handeln

Die Eltern der Zwillingmädchen (2 Jahre; 5 Monate) konnten lange keine Kinder empfangen. Die Zwillinge entstanden durch künstliche Befruchtung und wurden

in der 28. SSW zu früh geboren. Mittlerweile sind beide normal entwickelt. Die Mutter ist Altenpflegerin und hatte in den ersten Wochen viel Angst um das Leben und die Gesundheit ihrer Kinder. Um ihnen ja gerecht zu werden, gibt es lange Einschlafgewohnheiten, die mittlerweile von den Kindern bei Nichteinhaltung vehement eingefordert werden. Das Ritual sieht vor, dass beide Eltern neben den Kindern liegen bleiben bis diese eingeschlafen sind. Bei den wenigen Versuchen, den Ablauf zu ändern, haben die Kinder mit heftigen Protesten bis hin zum Erbrechen reagiert. Die Eltern fühlen sich hilflos und suchen die Beratung auf.

Wir arbeiten folgende Ziele heraus:

- Die Kinder erfahren lassen, dass sie ohne Einschlafhilfe von den Eltern in den Schlaf finden.
- Die große Anstrengung, Kinder zu bekommen, würdigen und eine Haltung zu den jetzt sehr fidelen Zwillingen finden, die die Eltern aus der Hilflosigkeit herausführt („die Gefahr ist beendet“)
- Aufmerksamkeit wieder auf alle Familienmitglieder richten

Die Eltern brauchen viel Vertrauen in sich, in die Beraterin, in das Leben, um diese Ziele umzusetzen. Der Kinderwunsch und dann die Kinder selber waren über Jahre der absolute Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit und es wurde alles für ihr Überleben und ihre Stabilität getan. Mittlerweile sind sie aber stabile Kleinkinder, die sich an die umfassen-

de Aufmerksamkeit gewöhnt haben. Die Eltern lernen, sich auch als Paar und als einzelne Menschen wieder in den Blick zu nehmen und ihren Kindern mehr Selbstregulation zuzutrauen und auch zuzumuten. Nach 7 Sitzungen schlafen die Kinder im eigenen Bett ohne die Hilfe der Eltern ein. Das Paar hat den Abend wieder für sich. Die Hilflosigkeit ist überwunden.

Bindung: Fremdeln und Vertrauen

Ein typisches Thema im ersten Lebensjahr ist es, wenn die im achten bis neunten Lebensmonat auftretende Fremdenangst auf eine veränderte Betreuungssituation am Tag trifft und zu nächtlicher Unruhe führt. Dies war der Fall bei Louise, einem kleinen Mädchen im Alter von 11 Monaten. Louise hat die ersten Lebensmonate sehr gut geschlafen. Sie wurde am Tag zuverlässig von ihrer Mutter betreut. So ist zwischen den beiden eine stabile Bindung entstanden. Louise konnte sich schnell und zuverlässig beruhigen, wenn ihre Mutter bei ihr war. Seit vier Wochen wird das Mädchen nun aber nachts zwischen 1 und 3 Uhr regelmäßig wach und lässt sich nur im Arm ihrer Mutter trösten. Es war auch genau 4 Wochen her, seitdem Frau M. angefangen hatte zu arbeiten und die Tochter den halben Tag über in der Betreuung einer Tagesmutter ließ, an die Louise zwar gewöhnt aber mit der sie noch nicht so vertraut war. Es half der Mutter, Erklärungen über Bindungsverhalten ihrer Tochter zu erhalten und zu verstehen, wie sich für Louise die Situation darstellt. Sie konnte sich selber beruhigen und ihrer Tochter Sicherheit vermitteln, die sich daraufhin

Die Eltern lernen sich wieder als Paar zu sehen

Bindungsverhalten ihrer Tochter zu erhalten und zu verstehen, wie sich für

wieder beruhigen ließ. Das ist die oben gemeinte positive Gegenseitigkeit, die immer eine stärkende Wirkung auf Vertrauen und Bindung hat. Die Eltern beschloßen, die Tochter eine Zeit lang im elterlichen Schlafzimmer übernachten zu lassen, was diese noch mehr stabilisierte.

Fazit: eine positive Bindung als Fundament für ein gesundes Leben

Es passiert viel in den ersten Lebensjahren eines Kindes. Es gerät in den Mittelpunkt und alle sind aufgefordert, sich neu darum zu gruppieren. Das Kind lernt, sich zu regulieren und mit Hunger, seinem Schlafbedürfnis, Bedürfnis nach Ruhe oder Aktivität, mit Wünschen nach Autonomie und Gefühlen wie Ärger und Freude und noch vielem mehr umzugehen. Die Eltern helfen ihm im besten Fall dabei und gelangen selber an ihre Grenzen und an zum Teil unangenehme Gefühle, die sie für sich klären und regulieren müssen. Das ist herausfordernd und es ist gut und wichtig, früh Hilfe und Unterstützung dafür bekommen zu können.

Es ist wichtig, früh Unterstützung zu bekommen, wenn aus Paaren Eltern werden

■ Stefani Günther, Hochrhein
Diplom-Psychologin, Psychologische Beratung
für Ehe-, Familien- und Lebensfragen
und Entwicklungspsychologische Beratung
im Diakonischen Werk Hochrhein,
www.dw-hochrhein.de

Literatur

Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern
(Ziegenhain, Fries, Bütow, Derksen; Weinheim 2004)
Regulationsstörungen der frühen Kindheit (Papousek; 2004)

Paar- und Elternberatung

Vorbemerkung:

Für das Motto „im Mittelpunkt das Kind“ finden wir biblische Belege. Im viel zitierten „Kinderevangelium“ (Mk 10, 13-16; Lk 18, 15-17) holt Jesus die Kinder mit dem Satz „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht ...“ nicht nur in den Mittelpunkt, sondern macht sie zum Vorbild für die Aneignung des Reiches Gottes. Gesagt und gedacht ist dies als heilsames Korrektiv gegenüber einer formalisierten, schriftgelehrten Selbstgerechtigkeit. Die Nähe zu den Geringsten, die konsequente Solidarität mit den Machtlosen, ist eine zentrale Botschaft und Verheißung des Evangeliums. In der Neuzeit

definieren die Normen der Erwachsenen, der Leistungsgesellschaft und der Selbstoptimierung die Kriterien für Macht und Erfolg neu. Die Selbstrechtfertigung aus Werken kommt im modernen Gewand säkularisiert und maßgeschneidert – aber unbarmherzig wie eh und je – daher. Nun muss die Frage, wem die Verheißung des gnädigen Gottes gilt wie zu Jesu Zeiten oder im Zeitalter der Reformation, neu ausgelegt werden. Eine einfache Umkehrung der Verhältnisse à la „Kinder an die Macht“, (Herbert Grönemeyer) ist ein populärer (erfolgreicher), jedoch allenfalls sozialromantischer Slogan, der eher der Infantilisierung unserer Gesellschaft Vorschub leistet. „Im Mittelpunkt das Kind“ – dieser Satz bedarf der Differenzierung und Auseinandersetzung, die auch die Praxis psychologischer Paar- und Elternberatung prägt.

Die Unterscheidung zwischen Paar- und Elternberatung ist sinnvoll

Paar- und Elternberatung gehören zu den Grundaufgaben psychologischer Beratungsarbeit in kirchlicher Trägerschaft. Die Unterscheidung zwischen Paar und Elternberatung ist dabei sinnvoll.

Und sie ist einer doppelten Auftragslage geschuldet: „*Elternberatung*“ (=Erziehungsberatung) in ihren verschiedenen Varianten ist in unserer Gesellschaft ein im Sozialgesetz verankertes Grundrecht (SGB VIII, § 16,17, 18, 28 et. al.) Sie dient dazu, Eltern in ihrer Erziehungsverantwortung zu unterstützen und ihnen alle erdenklichen Hilfen an die Hand zu geben. Hier steht eindeutig „das Kind im Mittelpunkt“

und alles ist dem Ziel untergeordnet Kindern gute Möglichkeiten zur Entwicklung zu ermöglichen. Paarberatung dagegen ist für den Gesetzgeber nur insofern von Interesse als Kinder (!) etwa von Trennungs- und Scheidungsfolgen betroffen sein könnten. Hier fasst kirchliche Ehe- und Paarberatung ihren Auftrag weiter. Paare werden beraten insofern es um gelingende Ehe und Partnerschaft geht; tragfähige Beziehungen, persönliche Entwicklung sind Werte an sich und nicht abhängig von der Funktionalität für Kinder.

Die Unterscheidung von Paar- und Elternberatung ist aber auch inhaltlich notwendig und stellt – wie noch zu zeigen sein wird – eine wirksame Intervention im Beratungsalltag dar. Eltern sind (meistens) auch ein Paar. Diese schlichte Einsicht gilt auch angesichts hoher Scheidungsraten, alleiner-

ziehender Mütter und Väter und aller möglichen Formen sich neu findender zusammengesetzter (patchwork)-Familien. Im Trennungs- und Scheidungsfall werden Vor- und Nachteile verschiedener Wechselmodelle – immer mit der Maxime „das Beste für das Kind“ – intensiv diskutiert; aus dem Blick gerät leicht die Frage, was denn das beste Modell für die Eltern sein könnte. Das beste

in dem Sinne, dass auch Vater und Mutter Menschen mit eigenen Bedürfnissen, Möglichkeiten und Grenzen sind und nur gut Mutter und Vater sein können, wenn „das Kind“ eben nicht ausschließlich im Mittelpunkt steht. Gerade im Trennungsfall liegt nämlich der „Mittelpunkt“ genau „zwischen den (feindlichen) Linien“ zweier überforderter Menschen, die sich einmal zusammengetan haben, ein (Liebes)Paar geworden sind und meist auch die feste Absicht hatten, sich gemeinsam um Kinder zu kümmern, und sich bei dem Abenteuer Familie gegenseitig zu entlasten. Der Trennungsgrund ist jedoch nicht selten genau dieser: Dass ausschließlich das Kind im Mittelpunkt stand und darüber das Paar in Vergessenheit geriet.

Das erfordert ein Umdenken, wie es Jesper Juul in seinem neuesten Buch programmatisch formuliert: „Liebende bleiben“. Das ist ein Ziel, eine Hoffnung und Kunst, die die notwendige Ausrichtung beider Eltern auf „das Kind“ sinnvoll ergänzt. Die geglückte Liebesbeziehung kann für Eltern eine Energiequelle

Der Trennungsgrund ist nicht selten genau dieser: Dass ausschließlich das Kind im Mittelpunkt stand und darüber das Paar in Vergessenheit geriet

„Das Kind im Mittelpunkt“. Diese Maxime aber ist Segen und Fluch zugleich

sein, gemeinsam die wunderbare und manchmal schwere Aufgabe Familie zu leben durch Höhen und Tiefen durchzustehen. Vom Beginn der Elternschaft bleibt die Liebesbeziehung nicht unberührt. Zwischen Mutter und Vater¹ beginnt zwangsläufig eine Rollendifferenzierung durch die

das Liebespaar, für das im Mittelpunkt der Familie stehende Kind, auseinanderrückt.

Eltern- und Paarberatung sind in der Praxis oft verschränkt². Beides gilt es im Blick zu behalten: die *Elternschaft*, die sich durch das Kind definiert und die *Liebes-Partnerschaft*, in der sich das Paar einander exklusiv zuwendet. Schwerpunkt der Elternberatung – exemplarisch dargestellt in dem Artikel der Kollegin Theilmann-Braun über Trennungs- und Scheidungsberatung – ist das Wohl der Kinder. Hier gilt richtigerweise und uneingeschränkt: „Das Kind im Mittelpunkt“.

Diese Maxime aber ist Segen und Fluch zugleich. Ein Segen, weil der Blick darauf gerichtet wird, dass Kinder nicht einfach „unfertige Erwachsene“ sind, die manipuliert und zu dem gemacht werden müssen was sich Eltern oder die Gesellschaft

von ihnen erhoffen. Nein, sie bringen etwas mit, was in seiner Unverfügbarkeit erkannt und der jeweiligen Entwicklungsstufe gemäß, geschützt, gefördert und herausgefordert werden muss. Gegenüber Vernachlässigung oder solcher Vereinnahmung muss das Kind immer wieder in den Mittel-

punkt gestellt und alles getan werden, um seine Rechte und die Erfüllung seiner Grundbedürfnisse zu gewährleisten. Ein Fluch wird die Maxime, wenn Kinder zwar auf der einen Seite immer noch übersehen und instrumentalisiert werden, bei anderen Teilen der Gesellschaft aber ein „Tanz ums goldene Kind“ begonnen hat, der die ursprüngliche Intention in ihr Gegenteil verkehrt. Kinder gewinnen in einem Maß an Bedeutung, das weder Eltern, der Gemeinschaft und am allerwenigsten ihnen selbst gut tut³. Das im Übermaß geförderte, mit Aufmerksamkeit belegte, emotional hoch besetzte und behütete Kind gerät hierbei in eine Position, die zu Überforderung, Orientierungslosigkeit und einem Mangel an Realität und Selbstwirksamkeit führen kann. Dies sind für die Entwicklung des Kindes gut gemeinte aber schädliche Bedingungen! ElternPaar-Beratung hat also die Aufgabe in diesem Spannungsfeld für Orientierung zu sorgen. Die Bedürfnisse des Kindes müssen, wo es aus dem Blick gerät, wieder in den Fokus geholt werden; zugleich ist es aber notwendig einer idealisierten Vorstellung, bei der es zum Maß der Dinge wird, entgegenzutreten, weil dies Kinder und Erwachsene gleichermaßen überfordert und in der Aufgabe sich miteinander zu entwickeln behindert.

Im Folgenden einige Schlaglichter auf das weite Feld der ElternPaar-Beratung:

„Die Qualität der Partnerschaft ist der Schlüssel für die Entwicklung des Kindes“ (Fthenakis)

Anders gesagt: Das Wohl des Kindes ist maßgeblich von der Zufriedenheit der Eltern abhängig! Es gibt das eine nicht ohne

das andere. Wer vom Kindswohl redet muss auch das Elternwohl mit bedenken. Eine ausschließliche Fixierung auf das „Projekt Kind“ gefährdet beispielsweise den notwendigen persönlichen und partnerschaftlichen Lebens-Raum. Es lässt sich derzeit eine Polarisierung beobachten, bei der Kinder auf der einen Seite in erschreckender Weise vernachlässigt werden; auf der anderen Seite aber dermaßen „hoch in Kurs“ stehen, dass viele Eltern meinen sich diese Kinder nicht mehr leisten zu können! Es gilt darum eine Balance zu finden, Kinder zu sehen und sich selbst, als Person und Paar (und auch den Rest der Welt) nicht aus den Augen zu verlieren. Es geht für manche Elternpaare darum nicht noch besser, noch einfühlsamer, noch anspruchsvoller und perfekter für ihre Kinder zu sorgen, sondern auch selber glücklich zu sein – als Frau und Mann, als Vater und Mutter, als Vorbild und Modell für die Kinder! Es ist ein Paradox unserer Zeit: Nie haben wir so viel gewusst von „richtiger“ Erziehung, nie waren wir so anspruchsvoll in Bezug auf das Wohl unserer Kinder (schreckliche Ausnahmen bestätigen die Regel). Nie wussten wir so genau, was alles falsch laufen kann in der Entwicklung. Die vielen Ratgeber, wie wir uns kindgerecht verhalten sollten, erzeugen bei vielen Eltern jedoch auch einen enormen Leistungs- und Erwartungsdruck. Sie geraten unter Generalverdacht: nicht richtig, nicht genug und nicht kindgerecht zu handeln. Hohe Erwartungen an materieller Ausstattung und pädagogisch einwandfreie Zuwendung setzen viele Eltern erheblich unter Druck und verunsichern sie in ihrer Aufgabe, statt sie zu ermutigen.

Eltern und Paarbeziehung sind nicht das Gleiche.

Das mag trivial klingen, jedoch geht diese Differenzierung vielen Paaren bei der Bewältigung der familiären Aufgaben verloren. Das *Eltern-Paar* hat die Aufgabe „ein Team zu bilden“, zu kooperieren und das gemeinsame Unternehmen – die Familie – durch alle Entwicklungen, durch Freud und Leid verlässlich zu steuern. Die gemeinsame Verantwortung ist ebenso kennzeichnend wie die Verteilung von Aufgaben und Zuständigkeiten. Unterschiedliche, sogar widersprüchliche

(Erziehungs-)Prinzipien müssen mit ausreichendem Wohlwollen und gegenseitiger Wertschätzung zusammengehalten werden. Das *Liebes-Paar* hat die Aufgabe – im weitesten Sinne – „intim zu bleiben“, auch wenn dieser Aspekt mit der Geburt des Kindes oder der Kinder zwangsläufig zurücktritt; es darf seine exklusive Beziehung nicht auflösen und muss sich ein Eigenleben (manchmal ein Überleben) bewahren. Ein geschützter Raum für Erotik, Sexualität und intimen Austausch, bei dem sich das Paar nicht nur in seinen Aufgaben und als Versorgende erlebt, sondern auch als Personen und attraktive Beziehungspartner, ist wichtig, um sich nicht aus den Augen zu verlieren. Die Liebesbeziehung muss immer wieder aktualisiert werden, eine Abgrenzung gegenüber den Kindern für alle Seiten erlebbar sein. Sonst droht nicht nur die Liebesbeziehung Schaden zu nehmen, sondern Kinder zu Ersatzpartnern zu werden und familiäre Grenzen zu verschwimmen.

Formen des Miteinanders sind nicht festgeschrieben, sondern können den Entwicklungen und sich verändernden Bedürfnissen angepasst werden

„Eltern- und Paarbeziehungen entwickeln sich ...“

Das ist die gute wie die schlechte Nachricht. Gut ist die Nachricht, weil momentane Krisen nun als Herausforderungen zu Wachstum und Entwicklung verstanden werden und aktiv gestaltet werden können. Formen des Miteinanders sind nicht festgeschrieben, sondern können den Ent-

wicklungen und sich verändernden Bedürfnissen angepasst werden.

Ein Entwicklungsmodell wie etwa die metaphorischen „*Jahreszeiten der Liebe*“ hilft Veränderung

nicht zu bekämpfen, sondern als gegeben anzunehmen und miteinander zu gestalten. Ein gemeinsames Verständnis wird von Elternpaaren oft als große Entlastung erlebt. Schlecht ist die Nachricht, wenn sie – vor allem im Hinblick auf die Paarbeziehung – auf den hartnäckigen Mythos trifft, hier gäbe es einen sicheren Hafen („*Hafen der Ehe*“) mit Rundumversorgung und Liegeggarantie. Der in Krisen immer wieder beschworene Wunsch, es möge doch so sein „wie am Anfang“ und man solle „von vorn anfangen“ ist verständlich; aber er verkennt die Tatsache, dass es ein Zurück ins Paradies nicht gibt. So mag die Erinnerung an einen guten Start allenfalls helfen, wichtige Bedürfnisse zu erkennen, (miteinander) weiterzugehen und neue, dem verändernden Leben angepasste, Liebes- und Beziehungsformen zu entwickeln. ElternPaar-Beratung wird darum meist in Übergangskrisen in Anspruch genommen; wenn alte Vorstellungen vom Zusammenleben einfach nicht mehr passen und neue Haltungen und

Handlungen gefunden werden müssen um sowohl den persönlichen Entwicklungen als auch denen der Partnerschaft und Familie gerecht zu werden. Einen Orientierungsrahmen geben beispielsweise die

4 Jahreszeiten der partnerschaftlichen Liebe

Das Paar am Anfang –

(Verliebtheit, Symbiose, Bindung)

Aufgaben:

- Sich kennen lernen und erproben (was mag der andere, wie reagiert er)
- Lösung aus den alten familiären Bindungen
- Persönliche Entgrenzung und Aufbau von Intimität
- Einen tragfähigen Grund für die Beziehung herstellen
- Eine gemeinsame Sprache und tragfähige Kommunikation entwickeln

Beratungsanlässe

- *Meinem Partner ist die Clique wichtiger als ich; ich möchte mehr mit ihm austauschen ...*
- *Wir leben schon 10 Jahre zusammen, wir mögen uns, aber irgendwie stagniert unsere Beziehung ...*
- *Meine Freundin will heiraten (und Kinder), aber ich weiß noch gar nicht aber gar nicht, ob ich schon so weit bin ...*

Das Paar in der Familienphase –

(Bindung, Rollendifferenzierung, Aufbau)

Aufgaben:

- Aufgaben- und Rollendifferenzierung (Auseinandersetzung mit (alten) Rollenbildern)
- Bereitschaft zu Bedürfnisaufschub und Verzicht

- Bewahrung des Liebes-Paares in der Familie
- Regeln von Nähe und Distanz, Einbeziehung und Abgrenzung
- Kooperation und gegenseitige Unterstützung bei der Kindererziehung

Beratungsanlässe

- *Als wir noch beide berufstätig waren haben wir die Aufgaben im Haus geteilt; seit das Kind auf der Welt ist, macht mein Mann zuhause nichts mehr, er sagt, ich sei doch den ganzen Tag daheim ...*
- *Mein Mann kommt abends müde nach Hause; ich würde gerne mit ihm etwas unternehmen, mal etwas anderes sehen als Kinder, Küche und Wäscheberge ...*
- *Wir haben ein Haus gebaut, die Schulden abgezahlt, zwei wunderbare Kinder und ein gesichertes Einkommen, aber wir sind und völlig fremd geworden. Ich will mich trennen ...*

Das Paar in der Lebensmitte –

(Neuentscheidung und Koevolution)

Aufgaben:

- Auseinandersetzung und Versöhnung mit dem ungelebten Leben
- Bewältigung der persönlichen Krisen
- Abschied von der Familienphase
- Neuentscheidung und Neu-Inszenierung der Liebes-Partnerschaft

Beratungsanlässe

- Die ganze Zeit war ich für die Kinder da; jetzt wollte ich beruflich wieder einsteigen, da wird meine Mutter krank ...
- Mein Mann hat sich in eine Jüngere verliebt; für mich ist eine Welt zusammengebrochen ...
- Meine Frau hat sich selbständig gemacht

und ist ins Internet-Geschäft eingestiegen; sie ist aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausgezogen und spricht kaum mehr mit mir; sie sagt, sie habe jetzt andere Kontakte ...

Das Paar im Alter –

(Koevolution, Freiheit und Begrenzung)

Aufgaben:

- Dem Leben einen Sinn geben (Einzeln und als Paar)
- Mit den eigenen und den Einschränkungen des Partners tolerant umgehen Auseinandersetzung mit dem Tod
- Humor und Mut (J. Fuchsberger: „Altwerden ist nichts für Feiglinge ...“)

Beratungsanlässe

- Mein Mann hat, seit er nicht mehr berufstätig ist, meine Küche okkupiert; alles bringt er in Unordnung; er steht mir den ganzen Tag auf den Füßen, weiß alles besser und lässt seine schlechte Laune an mir aus; ich wünschte er ginge wieder arbeiten ...
- Mein Mann kontrolliert mich und wacht eifersüchtig über jeden meiner Schritte; ich glaube, er erträgt nicht, dass ich überall beliebt bin und er keine Kontakte hat ...

Persönliche, partnerschaftliche und familiäre Themen überlappen und beeinflussen sich wechselseitig. Hierbei kann die Außenperspektive einer Beratung zwischen den unterschiedlichen und jeweils berechtigten Interessen klärend und vermittelnd wirken. Es gilt mit den ElternPaaren ein neues Verständnis für die wechselnden An-

forderungen zu erarbeiten und konstruktive Lösungen zu finden.

„Die Innenwelt des Paares ist die relevante Außenwelt des Kindes“

Dieser Kernsatz der Psychoanalytikerin Ingeborg Volger bezieht sich zwar auf die frühe Mutter-Kind-Interaktion, in der sich die Gefühls- und Ich-Entwicklung des Kindes vollzieht; aber er lässt sich auch auf das partnerschaftliche Binnenklima übertragen. ElternPaare setzen ihr Kind, bildlich gesprochen, nicht nur äußerlich in einen „Blumentopf“ (Wohnung, Nahrung, Ausbildung etc.) in dem es wachsen und gedeihen soll. Vielmehr nehmen sie ihr Kind, ob sie wollen oder nicht, hinein in das Wurzelwerk ihrer eigenen gelebten Beziehung. Nicht das Haus mit Garten, die Wahl der Windelsorte oder der weiterführenden Schule, sondern das innere Erleben von Mutter, Vater, ElternPaar prägt das emotionale Klima einer Familie.

Hier erleben Kinder Kooperation und Liebe oder eben auch destruktive Beziehungsmuster. In der Beratung erleben wir oft ElternPaare, die förmlich alles geben für ihr Kind, aber in ihrem eigenen Liebesleben derart frustriert und desillusioniert sind, dass ihre partnerschaftliche Resonanzfähigkeit zum Erliegen kommt. Während die

Das innere Erleben von Mutter, Vater, ElternPaar prägt das emotionale Klima einer Familie

Liebespartner aneinander verhungern, soll alle Liebe und Zuwendung den Kindern zu Gute kommen. Dies

kann zu einer emotionalen Überforderung führen und es verwundert nicht, „dass Eltern sich das Beste für ihr Kind wünschen und alles in ihrer Macht stehende tun wol-

len, um ihre Kinder „glücklich“ zu machen und ihnen gleichzeitig in häufig erschreckendem Ausmaß durch unempathisches, aggressives, intrusives oder kontaktabweisendes Verhalten immensen Schaden zuzufügen.“⁴ Außerdem vermittelt es dem Kind eine doppelte Botschaft: „Mama/Papa will, dass es mir gut geht, aber es geht Mama/Papa nicht gut ...“ ElternPaare leben auf diese Weise etwas anderes als sie ihren Kindern vermitteln wollen. Daraus wird für das Kind eine zwiespältige Grunderfahrung; in das gute Gefühl der emotionalen Versorgung mischen sich unbewusste Schuldgefühle und Loyalitätskonflikte angesichts der Mangelversorgung eines oder beider Elternteile. Und wie sollen Kinder ohne Vorbild lernen, einmal partnerschaftlich zu lieben, wenn ihre fürsorglichen Eltern es selbst nicht tun? Wir wissen, dass Interaktionsmuster sich oft über Generationen „vererben“. Familienberatung lenkt den Blick auf die Wirkung dieser – transgenerational weitergegebenen – Zusammenhänge und bietet Ratsuchenden die Möglichkeit, Bindungsstörungen auch⁵ und zuerst auf der Ebene des ElternPaares zu bearbeiten. Eine stabile Paarbeziehung kann Fehlentwicklungen als Übungsfeld und Regulativ entgegenwirken, woran auch die Kinder partizipieren. ElternPaare geben ein Modell, wie Liebe und die gemeinsame Aufgabe Familie zu gestalten gemeistert werden können; sie erfahren wie unterschiedliche Erziehungsideale verknüpft, alltägliche Widersprüche und Herausforderungen miteinander gelöst werden können. Kinder beob-

achten vor allem sehr aufmerksam wie (!) dies von den Erwachsenen umgesetzt wird. Mit Freude, mit Liebe, Rivalität oder Gleichgültigkeit. Ebenso erleben Kinder hier erstmals eine Liebesbeziehung von Erwachsenen; auch Trennung und Auseinandergehen. Sie lernen am Modell die Stimmen und Stimmungen der Liebe – als Getöse, peinliche Stille oder eingängige Melodie. Dies ist das Vorbild, der Takt und Ton an dem sie sich später (in Identifikation oder Abgrenzung) in ihren eigenen Liebesbeziehungen orientieren.

Grenzen sind unerlässlich für gelingende Beziehungen

Auch hier kann die Liebesbeziehung der ElternPaare ein gutes Modell sein. Sie kann sich liebend dem Dritten öffnen und dann auch wieder zu einer intimen Gemeinschaft verschließen. So lernt das Kind beide Aspekte in seiner Erfahrung zu integrieren: Aufgehoben zu sein in der Liebesbeziehung der Eltern *und* (zeitweise) ausgeschlossen und damit allein zu sein. In den Kindern bildet sich so das Gefühl verbunden *und* (!) ein eigenes autonomes Wesen zu sein. Es lernt das Wechselspiel von

Nähe und Distanz, sich mitzuteilen und sich selbst zu regulieren. In der ElternPaar-Beratung wird eines deutlich: Der entscheidende Baustein der Kom-

Der entscheidende Baustein der Kommunikation sind Gefühle – nicht das strikte Einhalten (durchaus hilfreicher!) Kommunikationsregeln

munikation sind Gefühle – nicht das strikte Einhalten (durchaus hilfreicher!) Kommunikationsregeln. Über die feinen, nicht-sprachlichen Informationen, Mimik und Intonation erschließen wir einander unsere Innenwelt. Dies lernen wir zuerst in der

Mutter/Vater-Kind-Dyade wie Stefanie Günther es in ihrem Artikel zur entwicklungspsychologischen Beratung ausführte. „Die zwischenmenschlichen Beziehungen, in denen wir aufwachsen, prägen die Persönlichkeit des Menschen. Was wir in diesen Beziehungen erfahren, bildet unser inneres Bild von der Struktur und dem Wesen von Beziehungen“⁶. Eltern, die selbst zufrieden und emotional ausgeglichen sind, können sich besser auf die Welt ihrer Kinder einschwingen, ihnen nötigenfalls aber auch, da sie selbst fest in ihrer Beziehung stehen, ein klares Gegenüber und „Sparringspartner“ für die notwendigen Differenzierungs- und Ablösungsprozesse sein. Die Beziehungswelt des ElternPaares ist so zugleich erstes Erlebnisfeld und ausgrenzendes Geheimnis. Beides ist für die Entwicklung wichtig und geht über das, was in der Dyade – die Beziehung zur Mutter oder die Beziehung zum Vater – geschieht, hinaus.

Liebe ist nicht Partnerschaft

Paare kommen nicht der Liebe wegen in die Beratung, sondern in der Regel, weil ihnen diese scheinbar abhanden gekommen ist. Dies beruht nicht selten auf einem Missverständnis, nämlich der Gleichsetzung von Liebe und Partnerschaft. In unserer Zeit kommen Paare in der Regel auf Grund von wie auch immer gearteter Attraktivität und emotionaler Bezogenheit zueinander. Die „*Liebesbeziehung*“ geht aber, wenn sie verbindliche Formen annimmt, über in eine „*Partnerschaft*“. Diese unterliegt jedoch anderen Gesetzmäßigkeiten: Während die

Liebe vornehmlich freiwillig, entgrenzend, aus Überfluss sich beschenkend erlebt wird, müssen sich PartnerInnen mit anderen Fragen auseinandersetzen. Wer putzt das Bad, wer sorgt für welchen Bereich des Lebens, wer gibt wieviel Geld wofür aus? In diesen Fragen geht es um Gerechtigkeit, Ausgleich; Partner stehen sich

In der Liebe die Regeln der Partnerschaft berücksichtigen und in der Partnerschaft das Freie und Unverfügbare jeder Liebe wieder entdecken und weiter entwickeln

verhandelnd, um Positionen ringend gegenüber, denn sie haben widersprüchliche Lebenskon-

zepte und Ziele in Einklang zu bringen – oft eine mühsame Aufgabe, die den Glanz der ersten Verliebtheit so ganz vermissen lässt. Das ist jedoch kein Fehler, sondern notwendige Voraussetzung *partnerschaftliche Liebe* zu leben – ohne sich aufzugeben. In diesem Prozess kann eine wohlwollende und beide Seiten berücksichtigende Begleitung über vermeintlich unüberbrückbare Differenzen hinweghelfen und einen Ausgleich schaffen: In der Liebe die Regeln der Partnerschaft zu berücksichtigen und in der Partnerschaft das Freie und Unverfügbare jeder Liebe wieder zu entdecken und weiter zu entwickeln.

„Die partnerschaftliche Kommunikation ist ein zentraler Pfeiler für Beziehungsglück“ (Guy Bodemann)

Die Forschung zeigt, dass sich die Kommunikation unzufriedener oder scheidungsgefährdeter Paare von der glücklicher Paare unterscheidet; dies lässt sich bereits früh, lange vor einer krisenhaften Zuspitzung erkennen. Daraus folgt, dass es ein Fehlschluss ist, sich im Bereich der

Partnersuche zu sehr auf ein gutes „matching“ – landläufig als das Finden der Traumfrau/des Traummannes gehandelt – zu verlassen. Die heimliche Hoffnung auf den Glückstreffer ähnelt dem Lottospiel: In beiden Fällen erhoffen wir uns auf wunderbare Weise der für das Glück und die Erreichung wichtiger Ziele notwendigen Anstrengung enthoben zu sein. Dies ist aber nicht nur sehr unwahrscheinlich – was aber der Unausrottbarkeit der Hoffnung in beiden Fällen keinen Abbruch tut – sondern auch schädlich, weil sie das Augenmerk der Paare auf einen äußeren „Zufall“ lenkt, statt auf die eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten! Das Glück der anfänglichen Verliebtheit ist eine wunderbare, entgrenzende Erfahrung, aber ein schlechter Gradmesser für das Gelingen von Partnerschaft. Zufriedene Paare kommunizieren auf bestimmte Weise, die sich durch positive Gefühle wie Empathie, Wärme, Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit auszeichnet. Sie geben sich positive Rückmeldungen und verfügen im Streitfall über versöhnende und die Kommunikation erleichternde Strategien, wie Themenwechsel, Humor, Akzeptanz. Sie kämpfen nicht gegeneinander, sondern miteinander um Probleme zu lösen. Das ist kein Zufall, sondern erlernte und geübte Beziehungskunst!

Eine kompetente Stressbewältigung ist ein zentraler Pfeiler für Beziehungsglück

Die Kommunikation von Paaren ist meist durchaus befriedigend; aber diese Qualität bricht unter Stress nicht selten zusammen.

Paare kommunizieren, wenn sie im Stress sind, weniger emotional tragend. Sie öffnen sich weniger voreinander, ziehen sich zurück oder machen sich mehr Vorwürfe und werten sich häufiger ab. Dieses Verhalten ist destruktiv für die Partnerschaftsqualität. Beide Partner müssen darum zunächst lernen, ihren eigenen Umgang mit

Die Emotionalität des Partners/der Partnerin nicht permanent zum Anlass für eigenen Aufruhr zu nehmen

Stress zu verbessern, sich zu beruhigen und die Emotionalität des Partners/der Partnerin nicht permanent zum Anlass für eigenen Auf-

ruhr zu nehmen. Die Erfahrung, sich darum – jeder auf seine Weise – *gemeinsam* zu bemühen, durchbricht den Teufelskreis der Eskalation, stärkt das Band der Gemeinsamkeit und macht positive Interaktionen (wie bei glücklichen Paaren) wieder möglich. Die Qualität sowohl des emotionalen Austauschs wie der praktischen Unterstützung in den Aufgaben des Alltags kann vor allem wachsen, wenn sie nicht durch stressbedingte Überforderung oder sogar Feindlichkeit schon im Voraus unmöglich gemacht wird. Je besser Paare allein und gemeinsam mit Stress umgehen können, desto höher ist ihre Beziehungskompetenz und im gleichen Maße sinkt das Scheidungsrisiko. „Die Qualität der partnerschaftlichen Stressbewältigung erweist sich als ein zentraler Vorhersagefaktor für die Beziehungsqualität insgesamt, den Verlauf der Partnerschaft und das Scheidungsrisiko. In einer 5-Jahres-Längsschnittuntersuchung konnten wir aufgrund von Stress und dessen Bewältigung mit 72 % Vorhersagegenauigkeit vorhersagen, welche Paare nach fünf Jahren geschieden sind.“⁷

Nachbetrachtung:

Die Ebenbildlichkeit Gottes eröffnet und begründet die Fähigkeit zum Dialog und zur Gemeinschaft; sein Ja ist der tragende Grund jeder gelingenden Kommunikation und Orientierung für verbindliche, verantwortungsvolle Gemeinschaft – in welcher Form diese auch gelebt wird. Besonders gilt dies für Partnerschaft und Familie, denn hier ist das Praxisfeld in dem sich Liebe, Verantwortung, Annahme und gegenseitige Unterstützung zuerst bewähren müssen. Die Grundlagen für gelingendes Leben und Lieben werden hier gelegt und eingeübt; aber auch das Scheitern von Beziehungen nimmt hier oftmals seinen Ausgangspunkt. Annahme, Trost, Vergebung sind seelsorgliche Qualitäten, die auch in der Beratung ihren Platz haben und an Gottes ausdauernder Liebe – ausgesprochen oder unausgesprochen – verankert werden können. Unsere Kirche unterstützt Menschen in Liebe und Fürsorge ihrer Verantwortung in Ehe, Partnerschaft und Familie wahrzunehmen und stellt ihren Bund unter den Segen Gottes. Sie traut und segnet Paare aber nicht nur in bedeutsamen Festen, sondern begleitet sie auch in den schlechten Tagen, wenn sie Trost, Unterstützung und fachliche Expertise brauchen, um die Klippen des Alltags zu meistern. Und sie zieht sich auch nicht zurück, wenn die gemeinsam angestrebte Liebe und versprochene Partnerschaft scheitert. Seelsorge und Beratung sind gerade dann sich ergänzende Angebote, die in unterschiedlicher Weise verdeutlichen, worauf das Evangelium zielt: Zu trösten, Wunden zu heilen, sich neu auszurichten, um das heil-

und beziehungsstiftende Ja Gottes in alle menschlichen Beziehungen hinein zu deklinieren.

■ Markus Becker, Freiburg

Leiter der Psychologischen Ehe-, Familien und Lebensberatungsstelle und Koordinationsstelle für Seelsorge und Beratung des Evangelischen Kirchenbezirks Freiburg

- 1 Auch bei gleichgeschlechtlichen Elternpaaren findet, aufgrund persönlicher Unterschiede, beruflicher und persönlicher Voraussetzungen eine Rollenaufteilung statt, deren Zwangsläufigkeit sich auch andere und gerade sehr idealistische Elternpaare – wir verbringen genau gleich viel Zeit mit dem Kind, jede/jeder arbeitet halbtags und ist in genau dem gleichen Maße für die verschiedenen Aufgaben verantwortlich – im gelebten Erziehungsalltag kaum entziehen können.
- 2 Darum nutze ich im weiteren Text das doppeldeutige Kunstwort ElternPaar
- 3 Diese Perspektive prägt – möglicherweise anders als in der Erziehungsberatung – die Ehe- und Paarberatung klassischer Ehe-, Familien und Lebensberatungsstellen (EFL).
- 4 Volger, Fokus Beratung Mai 2016 S.64
- 5 neben den Möglichkeiten der Bearbeitung im Rahmen einer Psychotherapie
- 6 Volger/Merbach: Die Beziehung verbessern 2010, S.15
- 7 Guy Bodemann, unbekannte Quelle

Wenn die Eltern sich trennen und scheiden lassen: Wie auf die Kinder achtgeben und sie stärken?

Wenn Eltern sich trennen, erfordert dies enorme Anpassungsleistungen. Die Eltern haben ab jetzt zwei Haushalte zu finanzieren. Die Kinder müssen vielleicht umziehen und sich von Freunden verabschieden, sich an zwei Betten und zwei Zuhause gewöhnen. Tagesabläufe verändern sich, die Fahrdienste für die Kinder werden von einem alleine gestemmt. Bei der Frage, wie ab diesem Jahr Weihnachten, Silvester und die Ferien verbracht werden, wird es Erwachsenen wie Kindern schwer ums Herz. Beide Eltern wollen mit den Kindern Heiligabend feiern. Das Ritual des gemeinsamen Weihnachtsbaumschmückens kann so nicht mehr stattfinden. Großeltern, Verwandte und Freunde, die manchmal auch noch weit auseinander wohnen, wollen die Feiertage mit den Kindern verbringen. Gefühle von Trauer, Abschied, Wut und Schuld tauchen auf.

Die Kinder haben die Trennung nicht entschieden. Jedoch beziehen sie die Gefühle und Sorgen der Eltern auf sich, fragen sich: Haben die Eltern so viel gestritten, weil ich so oft mein Zimmer nicht aufgeräumt habe? Dazu kommt, dass sie mit ihrem eigenen Verlust zurechtkommen müssen: beim Sonntagsausflug sind jetzt Mama und Papa nicht mehr gemeinsam dabei. Dem Kind fehlt der zweite Gutenachtkuss. Auch wenn in der heutigen Generation jedes Kind andere Kinder

kennt, deren Eltern geschieden sind, diese Erfahrung also auf eine Art „normal“ geworden ist, wünschen sich die Kinder, mit Mama und Papa zusammen zu wohnen. Kinder benötigen in dieser Situation Unterstützung von Erwachsenen:

Verständnis und Trost sowie Ermutigung trotzdem zu spielen, zu lernen, sich zu verabreden. Sie verfügen noch nicht über ausreichend eigene mentale Fähigkeiten, die helfen, sich von belastenden Gedanken und Gefühlen zu distanzieren,

etwa zu erkennen, dass die Trauer oder Wut des Erwachsenen nicht mit Fehl-

verhalten des Kindes zu tun hat, die ungewollte Familiensituation in einen größeren Sinnzusammenhang zu stellen oder sich vorzustellen, dass das Schwerkere vorübergeht. Was auch immer geht, sollten die Eltern für die Kinder erhalten und bestehen lassen.

Kinder, Jugendliche und Eltern haben nach dem Sozialgesetzbuch VIII einen Anspruch auf Unterstützung und Beratung bei Trennung und Scheidung. So steht in § 17 SGB VIII (2): „Im Fall der Trennung und Scheidung sind Eltern unter angemessener Beteiligung des betroffenen Kindes oder Jugendlichen bei der Entwicklung eines einvernehmlichen Konzepts für die Wahrnehmung der elterlichen Sorge und der elterlichen Verantwortung zu unterstützen; dieses Konzept kann auch als Grundlage für einen Ver-

gleich oder eine gerichtliche Entscheidung im familiengerichtlichen Verfahren dienen.“ In Pforzheim ist diese Pflichtaufgabe übertragen auf die Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und deren Familien aus Pforzheim.

Wie sieht die Beratung bei Trennung und Scheidung aus? Wie können Eltern in dieser schwierigen Zeit der Trennung die Kinder im Blick behalten und auf sie achten? Dies beginnt schon mit der Frage: Wann sagen wir es den Kindern und was sagen wir ihnen? Auch wenn es schmerzhaft ist, auf längere Sicht ist es gut, die Kinder nicht im Unklaren zu lassen. Wenn möglich sollten die Eltern gemeinsam mit den Kindern sprechen oder sich auf eine Formulierung einigen, die den Kindern erklärt, dass die Eltern sich nicht mehr verstehen und sich trennen. Dabei brauchen Kinder immer wieder die Zusicherung, dass beide Eltern sie lieben und die Erfahrung, dass beide Eltern für sie da sind.

Eltern wenden sich auch an uns, weil sie wahrnehmen, dass ihre Kinder Probleme haben, die Trennung zu bewältigen, etwa über Kopf- und Bauchschmerzen klagen, aggressives Verhalten zeigen, sich zurückziehen oder in der Schule schlechter werden. Eltern suchen Unterstützung, weil sie sich uneins sind, etwa über die Frage nach dem Lebensmittelpunkt der

Kinder brauchen immer wieder die Zusicherung, dass beide Eltern sie lieben und die Erfahrung, dass beide Eltern für sie da sind

Eine am Kindeswohl orientierte Form der elterlichen Kommunikation entwickeln und/oder einvernehmliche Lösungen für die strittigen Fragen erarbeiten

Kinder oder der Ausgestaltung des Umgangs. Manchmal sind Eltern so zerstritten, dass sie einen Antrag auf Regelung des Umgangs- oder Sorgerechts beim Familiengericht stellen. Dieses kann dann nach § 156 FamFG beschließen, dass die Eltern eine Beratungsstelle aufsuchen, um eine am Kindeswohl orientierte Form der elterlichen Kommunikation zu entwickeln und/oder einvernehmliche Lösungen für die strittigen Fragen zu erarbeiten (sogenannter Elternkonsens).

Melden sich Eltern darauf hin bei uns an, werden sie von einem Tandem – einem Berater und einer Beraterin – unterstützt. Bewährt hat sich unser in den letzten Jahren entwickeltes Vorgehen, zunächst ein Gespräch mit jedem Elternteil alleine zu führen. So können beide zu Wort kommen, ihren Teil der Geschichte erzählen, Hoffnungen und Befürchtungen benennen ohne die Konfrontation mit den Reaktionen des anderen.

Wenn die Eltern streiten, leiden die Kinder darunter: einerseits sind ihre Antennen auf Empfang gestellt, sie wollen mitbekommen, was zwischen den Eltern abgeht. Andererseits sind sie angespannt, wollen am liebsten nichts damit zu tun haben, setzen Kopfhörer auf, versinken im Internet, schalten generell auf Durchzug. Dabei brauchen Kinder und Jugendliche

für ihr Sicherheitsempfinden, dass ihre vertrauten Bezugspersonen für sie auch emotional verfügbar sind.

Oft streiten Eltern über Geld und das betrifft die Kinder direkt oder indirekt, selbst dann, wenn der Unterhalt für die Kinder bereits geklärt ist: wie hoch soll das Taschengeld der Kinder sein? Soll das Kind ein Smartphone bekommen oder erst später? Muss es das neueste Modell sein? Sätze wie: „Das Kind hat Angst vor Dir!“ „Du kannst das Kind nicht richtig versorgen!“, verhärten die Positionen und schüren den Streit. Die Spannung für die Kinder besteht darin, dass sie zwischen den Stühlen sitzen und unter Loyalitätskonflikten leiden: Beispielsweise will der Vater, dass das Kind am Freitag nicht noch zusätzlich Sport macht, um es länger bei sich haben. Die Mutter wirft

dem Vater vor, egoistisch zu sein. Wenn der Vater das Kind am Sonntag zur Mutter bringt, geraten die Eltern in Streit darüber. Die Mutter will, dass der Vater das Kind um 17 Uhr zurückbringt, der Vater beklagt, dass er mitten am Nachmittag Ausflüge oder Einladungen beenden muss. Mitunter entstehen groteske Situationen zwischen den Eltern und die Kinder stecken mittendrin. Manchmal feilschen Eltern um jede Minute mit dem Kind und wenn das Kind krank wird, entstehen Dramen darüber, wie dies nun ausgeglichen werden kann. Kinder leiden unter ihrem schlechten Gewissen, es immer einem nicht recht zu machen und reagieren unterschiedlich darauf: Sie ziehen sich zurück, werden schweigsam, stumm, lustlos. Sie treten

als „Streitschlichter“ zwischen den Eltern auf, was eine enorme Überforderung darstellt. Sie reagieren zuhause oder in der Schule launisch, aggressiv.

Wenn die Situation zwischen den Eltern weiter eskaliert, kann es auch vorkommen, dass sich das Kind auf die Seite eines Elternteils stellt, um das unerträgliche Gefühl der Zerrissenheit los zu werden. Wenn Eltern Krieg gegeneinander führen, wählen Kinder manchmal auch den Notausgang:

Sie werten zu ihrer eigenen Entlastung einen Elternteil massiv ab und lehnen den Kontakt komplett ab. Wer schon einmal versucht hat, zu zwei erbittert feindselig agierenden Menschen gleichzeitig und of-

Wenn Eltern Krieg gegeneinander führen, wählen Kinder manchmal auch den Notausgang

fen einen guten ruhigen Kontakt zu halten, kann sich vorstellen, welche Energieleistung Kinder aufbringen,

um in Beziehung zu beiden Elternteilen zu bleiben. Genau dies ist für die Entwicklung eines stabilen Selbstwertgefühls und einer positiven Identität notwendig: dass die Kinder sich sowohl vom Vater wie auch von der Mutter etwas abschauen können und mit beiden als Gegenüber Erfahrungen sammeln.

Das Kind in den Mittelpunkt zu stellen, heißt in solchen Fällen in der Regel: mit den Eltern daran zu arbeiten, zum Wohl des Kindes darauf zu verzichten, den anderen schlecht zu machen. Dazu ist es oft erforderlich, den Blick der Eltern auf ihre Kinder zu richten. Symbolisch das Kind in den Raum zu holen, zum Beispiel ein Foto des Kindes auf den Tisch zu legen und

Fragen zu stellen wie: „Wenn ihr Kind jetzt hier wäre, wie würde es ihm gehen?“ helfen Eltern, wieder zu erkennen, welche Bedeutung sie für ihre Kinder haben und was sie selbst verändern müssen, um Schaden von den Kindern abzuwenden.

Wie können die Eltern mit ihrer Wut und Enttäuschung anders umgehen? Manchmal braucht es eine klare Konfrontation im Elterngespräch. Das Ausgehenrollen oder der zynische Kommentar hinterlässt seine Spuren beim Gegenüber und trägt zu einer weiteren Eskalation bei. Es gilt, die Eltern darin zu begleiten, trotz erlebter Verletzungen für eine gute Zukunft der Kinder versöhnliche Töne anzuschlagen.

In der Trennungs- und Scheidungsberatung ist das Ziel, die Eltern darin zu unterstützen, in der Zeit nach einer Trennung und Scheidung Eltern zu bleiben und die Bedürfnisse des Kindes in den Mittelpunkt zu stellen. Eltern sind während des Trennungsprozesses häufig selbst enorm belastet und ihre Feinfühligkeit, die Bedürfnisse der Kinder wahrzunehmen und adäquat darauf zu reagieren, leidet darunter. Dann gilt es beispielsweise, wieder Abstand zu nehmen von der Regelung, dass eine Vierjährige jeden Mittwochabend um 19 Uhr mit ihrem Vater telefoniert. Dies hat bei allen nur zu Frust geführt: Die Tochter hat mit ihrem Vater beim Spielen

Kooperative Elternschaft bedeutet, wenn es den Eltern gelingt, nicht in Streit und Vorwürfe zu geraten, sondern Ideen zu entwickeln, wie der Kontakt anders aussehen könnte

Bei einer parallelen Elternschaft haben die Eltern möglichst wenig Kontakt miteinander, sind aber verlässlich für das Kind da

immer viel Spaß, aber beim Telefonieren findet sie kaum Worte. Um 19 Uhr steht bei der Mutter schon an, dass sie die Kinder fürs Schlafengehen vorbereitet. Wir sprechen von kooperativer Elternschaft, wenn es den Eltern gelingt, darüber nicht

in Streit und Vorwürfe zu geraten, sondern Ideen zu entwickeln, wie der Kontakt anders aussehen könnte. Vieles ist denkbar und hängt auch von den

Möglichkeiten und Lebensumständen der Eltern ab: Der Vater ruft um 17 Uhr an; Videotelefonie wird ausprobiert; wenn es das Wetter und die Arbeitssituation des Vaters zulässt, holt der Vater die Tochter alle zwei Wochen zu einem Spielplatzbesuch ab. Sind die Eltern noch stark im Clinch, empfehlen wir den Eltern, eine sogenannte parallele Elternschaft anzustreben: Die Eltern handeln mit unserer Unterstützung aus, wann das Kind bei der Mutter

und wann es beim Vater ist. Bewährt hat sich die Regel: Der Elternteil, bei dem das Kind ist, begleitet das Kind zu seinen Akti-

vitäten, z. B. wenn es zu einem Kindergeburtstag eingeladen ist. Bei einer parallelen Elternschaft haben die Eltern möglichst wenig Kontakt miteinander.

Wir empfehlen bei hochkonflikthaften Konstellationen oft, dass das Kind beim Wechsel von einem Elternteil zum anderen nicht zuhause, sondern beispielsweise jeweils vom Kindergarten oder Hort

abgeholt wird. Bewährt hat sich auch, dass die Eltern ausmachen, wie sie später größere Entscheidungen treffen werden, z. B. bei Einschulungszeitpunkt, Übergang in die weiterführende Schule, Gestaltung wichtiger Feste, anstehende Operationen. Es hat sich gezeigt, dass Kinder, deren Eltern auseinandergegangen sind, dann eine gute Chance haben, sich gesund zu entwickeln, wenn es den Eltern gelingt, ihre Konflikte beizulegen. Dabei genügt es schon, wenn die Eltern nach der Trennung eine parallele Elternschaft umsetzen, bei der beide Elternteile wenig miteinander kommunizieren, aber verlässlich für das Kind da sind.

Zusätzlich zur Beratung der Eltern und zu Einzelgesprächen für Kinder und Jugendliche, deren Eltern sich getrennt haben, bieten wir in Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle des Enzkreises Kindern zweimal im Jahr die Gruppe **KiTs: Kinder in Trennungs- und Scheidungssituationen stärken** an. Nach einem Vorgespräch zusammen mit den Eltern treffen sich die Kinder achtmal. Frau Sebastian und Herr Fuchs, die die Kinder begleiten, finden es beachtlich, „wie offen und sicher die Kinder über sich und ihre Situation, Gefühle sprechen“. Es gibt häufig „mehrere ‚kritische Momente‘ im Leben dieser Kinder: Umzug, neue Lebensgefährten von Mutter oder Vater, neu(-geborene) Halbgeschwister, Stiefgeschwister“. Die Kinder profitieren dabei von dem „verbindenden Gefühl der Gemeinsamkeit“ in der Gruppe. Es ist „erstaunlich, wie Kinder teilweise sehr kreativ ihre Ressourcen nutzen können“. In der Beratung von Familien in Trennungs- und Scheidungssitua-

tionen geht es darum, Eltern und Kindern einen Raum zu geben und zu ermutigen, über ihre Sorgen und Hoffnungen zu sprechen. Manchmal ist es notwendig, über unterschiedliche Vorstellungen zu streiten und dies im geschützten Raum der Beratungsstelle zu tun. Die Beraterinnen und Berater vermitteln dann zwischen den Positionen, fragen immer wieder nach den Bedürfnissen und dem Wohl des Kindes und achten darauf, dass der Streit nicht eskaliert. Das Kind wird ermutigt das zu tun, was ihm Freude macht, seine Stärken zu spüren und den Kontakt zu Freunden und hilfreichen Erwachsenen zu halten. Immer geht es darum, die Eltern zu unterstützen, dass sie ihren Kindern auch nach der Trennung zwei Zuhause bieten können, in denen die Kinder sich geborgen fühlen, und dass sich dem Alter der Kinder anpassende Eltern-Kind-Beziehungen gelebt werden können.

■ Claudia Theilmann-Braun, Pforzheim
Diplom-Psychologin, Beratungsstelle für Kinder,
Jugendliche und deren Familien Pforzheim,
www.beratung-pf.de

Im Mittelpunkt das Kind – Projekt „peer.net“

Gruppenangebot für 9-16jährige Kinder psychisch belasteter und suchterkrankter Eltern der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche Bretten-Bruchsal

„peer.net“ ist ein psychosoziales Unterstützungsangebot für Kinder und Jugendliche von 9–16 Jahren, in deren Familien ein Elternteil chronisch psychisch krank oder suchterkrankt ist. Die Gruppenstunden bieten den Teilnehmenden mit sportlichen, kreativen und spaßigen Aktivitäten eine Auszeit in sicherer Umgebung, ohne Fokussierung auf die belastende Familiensituation. Gleichzeitig werden die Ressourcen und die Resilienz der Kinder und Jugendlichen gefördert und die Bewältigung von Sorgen und Ängsten unterstützt. Des Weiteren wird es den Kindern ermöglicht sich untereinander auszutauschen, beispielsweise über die Erkrankung der Eltern, Ängste, Belastungen und Stigmatisierung. Die Eltern der teilnehmenden Kinder sollen Einblicke in die Projektarbeit erhalten und in ihrem Verständnis für die Bedürfnisse ihrer Kinder gestärkt werden.

Zusätzlich wird die Öffentlichkeit für das Thema psychische Erkrankungen sensibilisiert, um Stigmatisierung und Vorurteile abzubauen. Darüber hinaus werden die bereits etablierten regionalen Hilfsstrukturen mit einbezogen, um ein thematisches Netzwerk aufzubauen.



Die aktuelle Laufzeit des Projektes, das von „Aktion Mensch“ gefördert wird, beträgt drei Jahre. Die Gruppe ist offen gestaltet, ein Einstieg ist jederzeit möglich. Die Gruppenstunden finden im 14-tägigen Rhythmus montags am Nachmittag statt.

Die Betreuung der Gruppe erfolgt durch zwei Mitarbeiterinnen des Diakonischen Werkes Bretten, aus dem sozialpsychiatrischen Dienst und aus der Erziehungsberatung, und eine Mitarbeiterin der Suchtberatung der Stadtmission Heidelberg. Durch die unterschiedlichen Ausbildungshintergründe und Arbeitsschwerpunkte der Mitarbeiterinnen wird Fachwissen ideal zusammengeführt und genutzt.

Mutig werden mit Til Tiger!

Ein Trainingsprogramm für unsichere Kinder zwischen fünf und neun Jahren der Psychologischen Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche Bretten-Bruchsal

Freudig kommen die sieben Grundschul Kinder in den Gruppenraum hereingestürmt. Noch bevor die Til-Tiger-Gruppenstunde richtig beginnen kann tauschen sie sich aus: „Hast du die Hausaufgabe geschafft? Hast du dich getraut? Ich konnte drei Tigerchen anmalen!“.

Nach und nach kommen alle zur Ruhe, setzen sich in den Stuhlkreis und werden von Til Tiger begrüßt. Danach berichten die Gruppenleiterinnen Birgit Eisenhuth-Meister & Katharina Ott, Praktikantin Jasmin Uschner und die Kinder nacheinander wie ihre vergangene Woche war: Was hat mich gefreut und mich glücklich gemacht? Welches Ereignis hat mich eher traurig gestimmt? Auch Til Tiger hat Einiges zu berichten. Anschließend lauschen alle aufmerksam der neuesten Geschichte von Til Tiger – jeden Tag hat er versucht zu üben was ihm die schlaue Eule geraten hat: Wenn du mit jemanden redest, dann schaue ihm in die Augen, spreche laut und deutlich. Jeden Tag hat Til sich sehr viel Mühe gegeben, seinen ganzen Mut zusammen genommen und hat ein anderes Kind angesprochen und dabei versucht die Gesprächsregeln zu beachten. An manchen Tagen hat das sehr gut funktioniert und zur Belohnung durfte Til abends ein Tigerchen auf seinem Haus-



Der schüchterne Til möchte endlich ein mutiger Tiger werden!

aufgabenblatt anmalen. Manchmal hat ihn aber auch der Mut verlassen – an solchen Tagen sagt sich Til Tiger dann „macht nichts – ich probiere es morgen einfach wieder“. Auch die Kinder haben die Gesprächsregeln fleißig geübt und berichten nach Tils Geschichte aufgeregt ihre Erfolge.

Nach der Eingangsrunde kommt das neue Thema der Stunde: Anspannung und Entspannung. Zuerst wird in der Gruppe besprochen was Anspannung heißt. Das kennen alle Kinder – angespannt sind sie wenn sie vor der Klasse stehen, ein fremdes Kind ansprechen wollen, im Restaurant ihr Essen selbst bestellen sollen oder beim Bäcker von der Verkäuferin angesprochen werden. Plötzlich wird es einem ganz heiß, man schwitzt, hat zittrige Knie und es kommt kaum ein Ton über die Lippen. Ein sehr unangenehmes Gefühl, darin sind sich alle Til-Tiger-Gruppenteilnehmer einig. Doch zum Glück hat die schlaue Eule

für Til und die Kinder einen super Tipp: den Tigertrick! Beim Tigertrick werden alle Muskeln ganz fest angespannt: Die Hände, die Beine, der Bauch, ja sogar das Gesicht wird so sehr angespannt wie es nur geht. Und dann kommt das erlösende „Stopp“ und sofort lässt man alle Muskeln locker – was für eine Wohltat! Alle fühlen sich danach deutlich ruhiger und entspannter. Til und die Kinder lernen, dass man diesen Trick auch im Miniformat mit einer angespannten Faust unter dem Schultisch anwenden kann. Auf diese Weise kann man sich schnell und unauffällig z. B. vor einem Referat entspannen.

Nach einer kurzen Vesperpause und einigen spielerischen Übungen ist klar: Der Tigertrick wird die neue Hausaufgabe für die kommende Woche. Die Kinder sind schon gespannt, ob sie es schaffen werden! Zum Abschluss fassen sich noch alle bei den Händen und tauschen gute Wünsche für die kommende Woche aus.



Die weise Eule & Til Tiger feiern beim Abschlussfest das Mutig-sein!

So sieht eine typische Stunde des Til-Tiger-Trainings aus. Das Trainingsprogramm wurde für unsichere, ängstliche und schüchterne Kinder entwickelt, die zusammen mit der Hauptfigur Til Tiger Woche für Woche ein bisschen mutiger werden wollen. Zusammen lernen sie auf spielerische Art und Weise in den Gruppenstunden schrittweise mehr Selbstvertrauen zu haben, sich in stressigen Situationen zu entspannen, Gesprächsregeln zu beachten, andere Kinder anzusprechen, etwas vor einer Gruppe vorzumachen, alleine einzukaufen bzw. etwas zu bestellen, eine berechtigte Forderung durchzusetzen und sich ohne Gewalt gegen die Hänseleien von anderen zu wehren.

www.diakonie-laka.de

Stark für Kinder und Familien

■ Peter Renk, Referatsleiter des Referates Kindertageseinrichtungen beim Diakonischen Werk der Evang. Landeskirche in Baden, erläutert fundiert die Agenda der evangelischen Kindertageseinrichtungen für die kommenden Jahre.

Kindertageseinrichtungen in kirchlicher Trägerschaft begleiten und fördern Kinder umfassend in ihrer Entwicklung im Geist des Evangeliums, stärken Familien in ihrer Erziehungsaufgabe und leisten einen wichtigen Beitrag zur Orientierung an ethischen Maßstäben. Die Arbeit in den kirchlichen Kindergärten und Kindertageseinrichtungen war stets eine gesellschaftspolitische und soziale Aufgabe. Sie ist entstanden als eine kirchlich-diakonische Antwort auf die soziale Not des 19. Jahrhunderts und der damit verbundenen Benachteiligung der Kinder in Armut. Auch heute ist der Kindergarten ein Ort der Solidarität für Kinder und Familien, ein Ort der frühen Hilfe und Unterstützung. Gleichzeitig aber auch Ort der frühkindlichen und religiösen Bildung, die ganzheitlich, alltagsorientiert und an den individuellen Entwicklungslinien der Kinder ausgerichtet ist.

Die heutige Bedeutung des Kindergartens für die Bildungsbiographie der Kinder spiegelt sich u. a. in den vielen Projekten, (Förder-)Programmen und Modellen wieder, die in den letzten Jahren für die 0–6 Jährigen entwickelt und in der Fach-

praxis erprobt wurden – mit neuen Betreuungsangeboten, vielfältigen pädagogischen Ansätzen, der Einbindung neuer Zielgruppen und der Vernetzung der Einrichtung im Gemeinwesen. Der Evang. Kindergarten ist ein Haus für Kinder und Familien, in dem Erziehungspartnerschaft gelebt und das soziale Miteinander im Einzugsbereich aktiv gestaltet wird. Kindertageseinrichtungen in evangelischer Trägerschaft werden auch zukünftig unverzichtbar sein. Sie sind nicht nur Orte religiöser Bildung und kirchlicher Präsenz und damit ein Baustein für den Gemeindeaufbau, sie sind auch wichtiger

Bedeutung des Kindergartens für die Bildungsbiographie der Kinder

Begegnungsort für Kinder und Familien, egal welcher Nationalität, Kultur und Religion, selbstverständlich

auch für Mitbürgerinnen und Mitbürger, die der Kirche distanziert gegenüber stehen. Die Einrichtungen kennzeichnen eine kinder- und familienfreundliche Infrastruktur, die gemeinsam von Kirchengemeinde und Kommune verantwortet wird.

Agenda für die kommenden Jahre

Mit dem Koalitionsvertrag sind für Baden-Württemberg die Schwerpunkte der Landespolitik in den kommenden fünf Jahren im Bereich der frühkindlichen Bildung und Erziehung in Baden-Württemberg ist uneingeschränkt die konzeptionelle Richtschnur für die Arbeit in den Kindertageseinrichtungen. Für Fachkräfte und Leitungen ist der Orientierungsplan zu einer selbstverständlichen

Grundlage ihres täglichen Umgangs mit Kindern und Eltern geworden und es ist politischer Konsens, dass in den nächsten Jahren die Zielsetzungen und Qualitätskriterien des Orientierungsplans an Verbindlichkeit gewinnen sollen. Die Sprachförderung zählt zu den wichtigsten Handlungsfeldern in der frühkindlichen Bildung und der Ausbau bzw. die Weiterführung der bisherigen Fördermöglichkeiten und Programme ist ein wichtiger Schritt hin zu einem flächenweiten Konzept für eine alltagsorientierte Sprachförderung. Die Fortführung der Bildungshäuser 3–10 mit einer engeren Verzahnung von Kindergärten und Grundschule sowie der Kooperation der beiden Institutionen ist ebenfalls ein zukünftiger Schwerpunkt, der eine Kontinuität in der Kita-Politik des Landes erkennen lassen.

Chance durch Vielfalt

Über ein Drittel der 34.000 Kinder, die einen Evang. Kindergarten in Baden besuchen, haben einen Migrationshintergrund und in 10% der Familien wird zu Hause nicht Deutsch gesprochen. Eine Vielzahl von Nationen, Kulturen und Religionen begegnen sich im Kindergarten. Mit dem Zustrom von Flüchtlingen steigt auch die Zahl der Kinder, die mit ihren Familien in Baden-Württemberg Schutz vor Gewalt und Verfolgung suchen. Derzeit noch in unterschiedlicher Ausprägung, doch mit deutlich steigender Tendenz werden Kin-

Der Orientierungsplan für Bildung und Erziehung in Baden-Württemberg ist uneingeschränkt die konzeptionelle Richtschnur für die Arbeit in den Kindertageseinrichtungen

der aus Flüchtlingsfamilien in die Einrichtungen aufgenommen. Die Kinder mit Fluchterfahrungen bringen ihre Sozialisation, ihre Erfahrungen mit, die sich im Alltag zeigen und pädagogische Antworten suchen. Um den Kindern und ihren Familien gerecht zu werden, sind Grundlagenwissen und interkulturelle wie interreligiöse Kompetenz gewünscht. Die Zusammenarbeit der Einrichtungen mit Sozialberatung, Migrationsfachdienst und anderen Fachstellen ist hier ein wesentlicher Gelingensfaktor und kennzeichnet die Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen zu Familien- und/oder Nachbarschaftszentren.

Die Kita als Familienzentren

Für die Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren bieten Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft besonders günstige Voraussetzungen, sind sie doch Teil einer kirchlich-diakonischen Infrastruktur mit vielfältigen familienbezogenen Angeboten. Hinzu kommt das ehrenamtliche und bürgerchaftliche Engagement in den Gemeinden. Familienzentren unterstützen nicht allein die Kinder und ihre Eltern. Sie ziehen auch andere Menschen im Quartier an und schaffen so neue Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Generationen, für Neubürger, Migrantinnen und für Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen und Milieus. Die Angebote sind vielfältig

und lassen sich unter den B's: Betreuung, Begegnung und Mitgestaltung, Bildungs- und Erziehungspartnerschaft sowie Beratung zuordnen. Die Angebote orientieren sich an den Bedarfslagen der Eltern bzw. Familien, sie sind niederschwellig angelegt, setzen bereits bei der Planung auf Mitwirkung und sind Ausdruck für die Willkommenskultur. In der Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen

zu Familienzentren entwickeln sich auch die Kirchengemeinden insgesamt weiter – im Sinne von mehr Partizipation, Orientierung und Unterstützung. Mit dem Familienzentrum bietet die Kirchengemeinde einen Ort, an dem die Wurzeln christlicher Hoffnung auf vielfältige Weise erkennbar werden. Für Kommunen sind Familienzentren wichtige Knotenpunkte innerhalb kommunaler Bildungslandschaften. Die Vernetzung von kommunaler und kirchlicher Bildungsinfrastruktur kann durch die Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen forciert werden.

Inklusion

Kindertageseinrichtungen waren und sind Orte der Vielfalt und zwischenzeitlich sehr bewusst auf dem Weg zu einer inklusiven Pädagogik, die individuellen, sozialen, kulturellen und religiösen Verschiedenheiten Rechnung trägt. Mit der

Familienzentren ziehen auch andere Menschen im Quartier an und schaffen neue Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Generationen, für Neubürger, Migrantinnen und für Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen und Milieus

Inklusive Betreuung setzt entsprechende Ressourcen voraus. Bisher war eine Verbesserung der politischen Rahmenbedingungen nicht erkennbar

anstehenden Reform des Achten Sozialgesetzbuches sollen unter dem Leitbild Sozialer Inklusion die Fördergrundsätze bei der gemeinsamen Betreuung von

Kindern mit und ohne Behinderung ergänzt werden. Kindertageseinrichtungen sind aufgefordert, ihr Regelangebot entsprechend auszuweiten, sofern sie die notwendigen Voraussetzungen geschaffen haben. Zudem ist eine deutlich stärkere Einbin-

dung der Eltern vorgesehen. Die erforderliche und flankierende Kooperation mit Sozialhilfeträgern, Reha-Trägern und weiteren Leistungserbringern wird bundesgesetzlich normiert. Die Qualitätsmerkmale für die gemeinsame Förderung von Kindern mit und ohne Behinderungen sind dann Ländersache. Die Aufnahme von Kindern mit Behinderung bedarf einer

entsprechenden konzeptionellen, strukturellen und auch finanziellen Klärung. Inklusive Betreuung setzt entsprechende Ressourcen voraus und bisher war eine Verbesserung der politischen Rahmenbedingungen nicht erkennbar. Mit der Gesetzesnovelle, die spätestens in fünf Jahren greifen soll, wird eine flächenweite Umsetzung der Inklusion in den Kindertageseinrichtungen wahrscheinlich und damit auch die verbindliche Festlegung von fachlichen und wirtschaftlichen Standards.

Kompetenz gefragt

Der Fachkräftebedarf ist weiterhin eine der zentralen Herausforderungen für die Einrichtungsträger. Mehr Plätze, flexible und längere Öffnungszeiten, eine höhere pädagogische Qualität und ein klares Profil – die Erwartungen an die Kindertageseinrichtungen wachsen stetig. Gute Qualität kann nur erreicht werden, wenn mehr und gut qualifiziertes Fachpersonal zur Verfügung steht. Damit gut ausgebildete Fachkräfte den Kitabereich nicht nach kurzer Berufstätigkeit verlassen und in andere Arbeitsfelder wechseln, sind neben beruflichen Perspektiven auch Arbeitsbedingungen erforderlich, die vor Überlastung schützen. Die Fachkräfte brauchen Unterstützung, um ihren Arbeitssalltag zufriedenstellend gestalten und den wachsenden Anforderungen gerecht zu werden. Konzepte einer umfassenden Personalentwicklung gewinnen an Bedeutung, ebenso der weitere Ausbau der Ausbildungskapazitäten im schulischen Bereich sowie bei den Praxisstellen. Mit Einführung der praxisintegrierten Erzieherinnenausbildung wurden in Baden-Württemberg die Ausbildungsbemühungen forciert. Die Erweiterung des Fachkräftekatalogs im Gesetz stellt eine weitere Maßnahme zur Gewinnung neuer Fachkräfte dar. Dabei war die Aufnahme von pflegerischen und therapeutischen Berufen in das Gesetz keineswegs unumstritten, obgleich mit der Aufnahme auch die Erwartung verbunden war, mit nicht pädagogischen Professionen den neuen Erforder-

Konzepte einer umfassenden Personalentwicklung gewinnen an Bedeutung

Einbindung von Fachkräften mit Migrationshintergrund

nissen in den Einrichtungen (Kleinkindbetreuung, Inklusion, therapeutische Förderbedarfe etc.) Rechnung tragen zu können. Angesichts der vorliegenden Erfahrungen wird die Multiprofessionalität der Teams zunehmen. Dabei ist ein Konzept für die Personal- und Organisationsentwicklung erforderlich, das den spezifischen Kompetenzen der verschiedenen Fachkräfte im gesundheitlichen, pflegerischen und therapeutischen Bereich gerecht wird. Die Einbindung von Fachkräften mit Migrationshintergrund wird an Bedeutung gewinnen. Diese Fachkräfte bringen ihre Sprache und Kultur, Lieder und Feste mit und durch das Erleben von Verschiedenheit im Alltag können Kinder ermutigt werden, ihren jeweils eigenen kulturellen Hintergrund als Bereicherung wahrzunehmen und einzubringen. Fachkräfte mit Migrationshintergrund schärfen mit ihren Sichtweisen die interkulturellen Konzepte in jenen Einrichtungen, die in einer Zuwanderungsgesellschaft in den kommenden Jahren als Orte der Integration besonders gefordert sind.

Qualität und Profil

Mit ihren Angeboten stehen die kirchlichen Träger zunehmend in Konkurrenz mit anderen öffentlichen, privaten und gewerblichen Trägern. Auch als Monopolist ist eine Einrichtung aufgefordert, ihre Angebote kontinuierlich zu überprüfen und ggfs. an neue Erfordernisse anzupassen. Träger und Einrichtungen stehen dabei vor der Herausforderung, Bedarfe von Fa-

milien und Kindern mit den pädagogischen Zielen und den betrieblichen Belangen in den richtigen Betreuungsformen zusammen führen. Das Profil der Evang. Kindertageseinrichtungen in Baden ist gekennzeichnet durch eine fachlich gute Qualität, offene und freundliche Beziehungen, Angebote einer christlichen

Bedarfe von Familien und Kindern sind mit den pädagogischen Zielen und den betrieblichen Belangen in den richtigen Betreuungsformen zusammen führen.

Lebensorientierung, Begegnung mit anderen Religionen, Teilhabengerechtigkeit und dem aktiven Zusammenleben mit der evangelischen Gemeinde. Diesen Eckpunkten verpflichtet ist eine Evang. Kindertageseinrichtungen auch zukünftig gut aufgestellt.

■ Peter Renk, Karlsruhe

Kinder – und Familienzentren in Baden Württemberg

■ Die Regierungskoalition hat in ihrer Vereinbarung für die neue Legislaturperiode beschlossen, Familienbildung weiter zu entwickeln und auszubauen. Als eine Maßnahme fördert sie seit 2015 einundneunzig Kindertageseinrichtungen (Kitas), die sich zu Familienzentren weiter entwickeln. Was können diese leisten? Wie attraktiv ist ein solches Angebot für Kommunen? Magdalena Moser, im Diakonischen Werk Baden Referentin für Familienpolitik, Mehrgenerationenhäuser, Familienzentren, Sozialraumorientierte Zentren, Geschäftsführung eaf Baden, Stv. Vorsitzende im Landesfamilienrat und Uta Reuter, Stabsstelle „Kitas werden Familienzentren“ im Diakonischen Werk Baden, gehen in ihrem Beitrag diesen Fragen nach.

Der Hintergrund:

Das Diakonische Werk Baden ermöglichte durch die Ausschreibung des Projektes „MOBILE“ neunzehn Einrichtungen, sich zu Familienzentren weiter zu entwickeln. Derzeit hält das DW Baden eine Stabsstelle vor, die Kitas auf dem Weg zum Familienzentrum begleitet. Eine eigens entwickelte Weiterbildung unterstützt den Prozess.

Mütterzentren, Mehrgenerationenhäuser (MGH's), Familienzentren (FZ), Sozialtraumorientierte Zentren, KiFaZe, Nachbarschaftszentren, Early Excellence Centers – ihre Bezeichnungen sind vielfältig – ebenso ihre Entstehungsgeschichte und

Angebotspalette. Private Initiativen, Beratungseinrichtungen oder Einrichtungen der Jugend-, Senioren-, oder Behindertenhilfe von unterschiedlichen Trägern sind oft Ausgangspunkt. Es gibt sie schon lange. MGH's haben gerade ihr zehnjähriges Bestehen gefeiert! Der Erfolg aller Häuser steht in gewisser Weise Pate für dieses neue Angebot: Kitas entwickeln sich zu Familienzentren. Der Grundgedanke: Eine Kita als erste frühkindliche Bildungsinstitution stellt sicher, dass Eltern in ihrem schon vertrauten Umfeld vieles finden können, was sie für ein gutes Gelingen ihres Lebens und für die optimale Entwicklung ihrer Kinder brauchen.

Was ist ein Kinder- und Familienzentrum?

Es gibt bisher keine bundesweit einheitliche Definition oder Beschreibung von Modellen oder Organisationsformen von Familienzentren. In Anlehnung an die Definition des Bundesverbandes Familienzentren und Frau Dr. Preissing, FU Berlin, sind sie sozialraumorientierte Begegnungs-, Bildungs- und Beteiligungsräume. Sie orientieren sich an den realen Bedarfen, Bedürfnissen und Ressourcen der im Quartier repräsentierten, diversen Lebenswelten und Lebenslagen. Sie stärken die Selbstwirksamkeit der Beteiligten, vermitteln und bündeln vorhan-

Keine bundesweit einheitliche Definition oder Beschreibung von Modellen oder Organisationsformen von Familienzentren

dene Angebote. Sie heißen Menschen jeden Alters, Milieus, jeder Kultur, Sprache und Religion willkommen

und ermöglichen Teilhabe, Verständigung und ein lebenslanges Lernen.

Finanzierung

- Momentan erleben die Familienzentren, die sich aus Kindertageseinrichtungen entwickeln, in vielen Bundesländern ein vermehrtes Interesse. Das Land Baden Württemberg schrieb erstmals im Jahr 2016 ein Programm aus, das 100 Kitas unterstützte, sich zu Familienzentren weiter zu entwickeln – 91 haben das Angebot wahrgenommen. Im Jahr 2017 werden dafür 1,2 Millionen zur Verfügung gestellt – pro Standort, pro Jahr 10.000€.
- Die Erfüllung sonstiger Rahmenbedingungen wie zusätzliche Räume, Bereitstellung von Personal für die vielfältigen Zusatzaufgaben wie Beratung und Begleitung von Familien – u. a. mit Fluchterfahrung, das Gewinnen, Schulen und Begleiten von Ehrenamtlichen, Changemanagement, Aufbau neuer Strukturen, Prozessbegleitung und Fortbildung des Personals, Supervision etc. bleibt weiterhin Aufgabe der Kommunen, kreisfreien Städte und freien Träger.
- Das Bundesministerium fördert mit seinem neu aufgelegten Bundesprogramm

2017–2020 in Baden Württemberg 55 Mehrgenerationenhäuser. Der Bundeszuschuss beträgt 30.000 €, der Kofinanzierungsanteil der jeweiligen Kommune 10.000€. Es bleibt dennoch ein hoher Eigenanteil übrig.

- Es gibt Zentren für Familien, die ohne Bundes- und Landesförderung, zum Teil auch ohne kommunale Förderung arbeiten. Sie erfüllen, wie auch die MGH's alle Rahmenbedingungen selbst – müssen sich dafür jedoch aus bis zu 25 Fördertöpfen finanzieren.

Was macht eine Kita zum Familienzentrum?

Der bisherige Auftrag von Kitas bezog sich auf die Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, sowie die Zusammen-

arbeit mit den Bezugspersonen. Der erweiterte Auftrag von Kitas, die sich zu Familienzentren entwickeln, umfasst je nach den vorhandenen Rahmenbedingungen folgende Bereiche und Aufgaben:

- Neben der frühkindlichen Bildung rückt zusätzlich eine ganzheitliche **Familienbildung** in den Fokus, die die Alltags-, Eltern-, und Beziehungskompetenz stärkt.
- Das niederschwellige **Begegnungsangebot** – Offener Treff – ist das Kernstück eines Familienzentrums, Türöffner für Menschen aller Generationen, Milieus und Kulturen, ein Beitrag zur Bewältigung des demographischen Wandels.

Bei der Gestaltung eines Familienzentrums in dieser idealtypischen Form ist eine Kita auf weitere Partner angewiesen

Bedarfsorientierung und ermöglicht die Stärkung von Selbstwirksamkeit und Ressourcenorientierung.

- Sie bieten **Begleitung** für Menschen mit besonderen Herausforderungen und Veränderungen in ihrem Lebenslauf.
- Eine bedarfs- und bedürfnisorientierte **Betreuung**, sowie **haushaltsnahe Dienstleistungen** ermöglichen eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf
- Durch Weiterbildungs- und **Beschäftigungsmöglichkeiten** können Menschen ihren Platz in der Arbeitswelt wieder finden.
- Die **Beteiligung** durch **Ehrenamtliches Engagement** auf Augenhöhe sichert die
- Sie unterstützen Menschen bei der Bildung von **Selbsthilfenetzen**

- Familienzentren können **Wohnprojekte** beinhalten, in denen sich Wahlfamilien aller Altersgruppen zusammenschließen und Bereiche des Lebens teilen. Kleine Wohngruppen von Pflegebedürftigen können inkludiert sein.

Die Gestaltung eines Familienzentrums in dieser idealtypischen Form erfordert zusätzlich finanzielle, räumliche und personelle Ressourcen, die weit über die Aufgaben einer Kita hinausgehen.

Eine Kita ist immer auch auf weitere Partner angewiesen.

Gewinn für Kommunen

- Als Kompetenzzentren für Familien geben Familienzentren – in ihrer vielfältigen Form – Antwort auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse und sich verändernde Lebensmodelle und Lebenssituationen. Familie ist im weitesten Sinne da, wo Menschen wechselseitig Verantwortung füreinander übernehmen.
- Sie sind „sorgende Gemeinschaft“ und tragen damit zum gesellschaftlichen Frieden bei.
- Sie schließen vor allem im ländlichen Raum Angebotslücken. Sie bereichern die Infrastruktur und erhöhen die Standortattraktivität für Firmen.
- Durch die Möglichkeit der Beteiligung leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Quartiersentwicklung. Bedarfe und Bedürfnisse werden bei der Angebotsentwicklung berücksichtigt.
- Sie sind Knotenpunkt sozialer Arbeit, als Stadtteilbotschafter und Netzwerker zwischen Institutionen und Kooperationspartnern unterwegs.
- Sie ermöglichen die Begegnung aller im Quartier lebenden Nationen und Generationen, sind damit inklusiv, integrativ, richtungsweisend für eine generationensolidarische Zukunft.
- Sie stehen für Werte, die unsere Gesellschaft zum Leben braucht: Empathie, Wertschätzung, Verlässlichkeit, Menschlichkeit, Offenheit, Solidarität,

Hilfsbereitschaft, Zufriedenheit, Zugehörigkeit, Schutz, Integrität, Engagement.

Welche Angebote in MGH's, Familien-, Mütter oder Sozialraumorientierten Zentren gemacht werden können, um quartiersbezogen offen für alle Generationen zu sein, ja sogar Geschichte im Stadtteil zu schreiben, hängt maßgeblich von den sachlichen und personellen, damit auch finanziellen Rahmenbedingungen ab.

Ein verlässlicher Finanzierungsanteil von Land und Kommune für die Stelle einer mindestens halben Fachkraft für **alle** Einrichtungen wäre ein dringend wichtiger Schritt für die nachhaltige Aufgabenwahrnehmung.

■ Magdalena Moser und Uta Reuter, Karlsruhe

Literatur

Gemeinsam für das Kind, Verlag Das Netz; Artikel:

„Alles unter einem Dach“

Broschüre: Leben neu gestalten – Mehrgenerationenhäuser, Familienzentren, Sozialraumorientierte Zentren, Diakonisches Werk der Evangelischen Landeskirche Baden e. V.

Die Broschüren sind auf Anfrage beim DW Baden,

Stabsstelle Kitas und Referat Familienpolitik erhältlich.

Rentantragsteller: Kein Zuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung

An die Geschäftsstelle des Pfarrvereins werden immer wieder Antragsformulare des Rentenversicherungsträgers (Deutsche Rentenversicherung, ehemals BfA) z. B. R820 oder R821 geschickt, um einen Beitragszuschuss zur freiwilligen Krankenversicherung zu erhalten.

Da der Pfarrverein seine Leistungen als Berufsverband und nicht als Krankenversicherungsunternehmen erbringt, können die Anträge nicht bestätigt werden. Die Möglichkeit des Beitragszuschusses durch die Deutsche Rentenversicherung entfällt.

Zuschüsse für die Pflegeversicherung werden seit längerem generell nicht mehr gewährt.

Den Teil des Antragsformulars, der für einen Krankenversicherungszuschuss vorgesehen ist, vor dem Zurücksenden an die Deutsche Rentenversicherung bitte durchstreichen, da sonst die Anträge vom Rentenversicherungsträger wieder zurückgeschickt werden.

125. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer

am 15. und 16. Oktober 2017
in Karlsruhe,
Kongresszentrum &
Novotel/Leonardo Hotel

(ausführliches Programm:
Pfarrvereinsblatt Ausgabe 5/2017
oder auf www.pfarrverein-baden.de)

Anmeldeschluss: 30. Juni 2017

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies macht man bei der AOK des Studien- oder Wohnortes (oder, falls der Studierende schon bei einer gesetzlichen Krankenkasse versichert war, dort). Die Freistellung gilt für die gesamte Dauer des Studiums so lange, wie Kindergeld gezahlt wird, also max. bis zum **25. Lebensjahr** (zuzügl. evtl. Wehr-/Zivildienstzeit).

Bei Studienabbruch oder Zeitüberschreitung muss sich der Student selbst weiterversichern. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange. Die Gewährungsfristen werden in bestimmten Fällen nach Beendigung des Studiums bis Jahresende verlängert.

Auch die Familienfürsorge berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. **Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs aus Altersgründen, sich zu günstigeren Bedingungen zu versichern.**

Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur in der Höhe erstattet, was sie hier gekostet hätten. Außerdem sind auch medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen.

Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber klären.

Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z. B. bei der Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge möglich (Nähere Infos beim VRK-Regionalbüro Heinzmann in Landau, Tel. 06341/9393-69).

Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o. ä. beraten werden.

DIES ACADEMICUS in Heidelberg



THEOLOGISCHE FAKULTÄT
DEKANAT



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZURICHART
SEIT 1386

Theologische Fakultät,
Evangelischer Pfarrverein in Baden e.V. und
Förderverein der Theologischen Fakultät e.V.
laden ein zum



DIES ACADEMICUS
Freitag, 14.7.2017, 14 Uhr c.t. - 18 Uhr c.t.
Neue Universität, Hörsaal 01

mit Verleihung des Marie-Baum-Preises
für soziales und kulturelles Engagement

Der eine Gott – die vielen Religionen
Prof. Dr. Theo Sundermeier

Pause mit Kaffee und Kuchen

**Das Christentum und die Religionen
aus globalgeschichtlicher Perspektive**
Prof. Dr. Michael Bergunder

**Letzte Chance
zur Anmeldung!**

Einladung s. Pfarrvereinsblatt
5/2017, S. 214

**Anmeldung noch bis
30.6.2017 möglich!**

Wohnung zu vermieten!

**In nächster Zeit
wird eine Wohnung des
Pfarrvereins in der
Reinhold-Frank-Straße
in Karlsruhe
(Weststadt) frei.**

Die Wohnung befindet sich im
3. OG und verfügt über 3 große,
helle Zimmer und zwei Balkone.

Die Wohnfläche beträgt
ca. 100 qm. Die Innenstadt ist
zu Fuß in 15 Minuten
zu erreichen, direkt gegenüber
gibt es einen Supermarkt.

Weitere Informationen unter:

Tel. 07 21/84 88 63

E-Mail:

schoenfeldt@pfarrverein-baden.de

Werner Thiede

Evangelische Kirche – Schiff ohne Kompass?

*Impulse für eine neue Kursbestimmung,
mit einem Geleitwort von Landesbischof
i. R. Gerhard Müller, Wissenschaftliche
Buchgesellschaft: Darmstadt 2017, 280 Seiten,
29,95 Euro (WBG-Mitgliederpreis 24,95 Euro)*

Das Reformationsjubiläum ist zum Hype geworden. Das Interesse des Publikums hat die kirchenamtlichen Planungen weit überholt. Dass Luther-Bier auf den Markt kommt, war zu erwarten. Aber ein Luther-Play-mobil, eine gebackene Lutherrose aus Bioweizen, vielleicht auch noch Luther als Galaxy-Star? Dieses Festival ist nicht harmlos. Es verdeckt oft genug sachliche Nachfragen, die aus säkularen Medien auf die Kirche zukommen, aber kaum beachtet werden. In manchen Klagen und Anklagen sind Hoffnungen verborgen, die die Kirchenleitenden nicht wahrnehmen. Über „Spaltung“ als Folge von Luthers Wirken wird jetzt oft geredet und verschwiegen, dass Melanchthons *Confessio Augustana* ein Friedensangebot war, das damals ausgeschlagen wurde. Die EKD-Führungsspitze ist nach Rom gereist mit dem Vorsitzenden der Katholischen Bischofskonferenz an der Spitze zu einer wichtigen Papst-Audienz, die aber nur eine Stunde gedauert hat. Der TV-Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim mit bischöflichen Uarmungen musste wegen der Sonntagspflicht der Katholiken an einem Samstag stattfinden. Und: Können denn wir

Nachgeborenen die Schuld früherer Generationen bekennen, ohne arrogant zu wirken? Wo bleibt eigentlich unsere Freude an der Reformation? In dem Jubiläum entpuppt sich eine verwirrende christliche Kirche in verwirrter Zeit.

Genau auf diese Ungereimtheiten passt das Buch von Werner Thiede wie kaum ein anderes. Thiede ist bayerischer Pfarrer, in München promoviert, in Erlangen habilitiert und dort seit 2007 apl. Professor für Systematische Theologie. Er war unter anderem fast sechs Jahre lang wissenschaftlicher Referent bei der EZW in Stuttgart, bis diese nach Berlin verlegt wurde, später Chefredakteur beim „Evangelischen Sonntagsblatt aus Bayern“. Als Publizist mit einem breiten Oeuvre ist er darin geübt und literarisch ausgewiesen, Welterfahrung und Evangeliumsbotschaft in Beziehung zu setzen. Dabei wird das Evangelium gerade nicht der Welterfahrung angepasst; vielmehr wird sie in der Kraft des Glaubens kritisch hinterfragt und darum aus der Kraft des Glaubens gestaltet.

„Schiff ohne Kompass?“ Uns Badener erinnert Thiede mit zwei Zitaten (S. 23, 38) an eine kritische Analyse, die inzwischen 55 Jahre alt ist. *Im Schiff, das sich Gemeinde nennt, / fragt man sich hin und her: / Wie finden wir den rechten Kurs / zur Fahrt im weiten Meer? / Der rät wohl dies, der andre das, / man redet lang und viel / und kommt – kurzsichtig wie man ist – nur weiter weg vom Ziel“* (Martin Gotthard Schneider, EG-Baden 609, 4). Thiede geht es nicht um Rückwärts-gewandtheit, aber ebenso wenig um Zu-

kunftsblindheit. Reformation bedeutet „Kurskorrektur in Orientierung an vergangenen Aufbrüchen – im Interesse der eigentlichen Zukunft“ (95). In diesem Sinne ist die Kirche immer reformbedürftig. Denn mancher Fortschritt führt sie fort von der eigentlich anvisierten Wahrheit.

Mit dieser Zielangabe steht Thiede kritisch gegen die gegenwärtigen kirchenpolitischen Gruppierungen und Stimmungen. Er lässt sich nicht von dem Wirrwarr beeindrucken, den sie verursachen. Er führt vielmehr das nötige kritische Gespräch mit ihnen. Denn der Protestantismus braucht eine Profilerneuerung. „Er muss der Welt authentisch das Erfreuliche ausrichten, was sie sich selbst nicht sagen kann“. Dazu hilft der Autor seinen Lesern mit dem ersten Hauptteil „Herausforderungen“ (82 Seiten), in dem er die ganze Breite kirchlicher Zeitanalyse theologisch reflektiert. Dem folgt der zweite Hauptteil „Vergewisserungen“ (100 Seiten), in dem er die reformatorischen Erkenntnisse dem Vergessen und modernistischer Verfälschung entreißt. Seine „Perspektiven“ beschließen das Ganze mit Thesen – natürlich 95 an der Zahl. Nicht unwichtig, weil lehrreich und stets präzise belegend sind am Ende insgesamt fast 900 Anmerkungen. Geboten wird also Theologie, die auf Kirche bezogen ist, und Kirche, die sich theologisch vergewissert. So werden ohne große Polemik beispielsweise die Verführungen durch linksliberale Politik und durch süßen Genderismus offenkundig. Diese Linie wird durch ein Geleitwort von Prof. Dr. Gerhard Müller gestützt. Müller war als Kirchenhistoriker schon früh eine wissen-

schaftliche Autorität, war in Gremien tätig, die Wissenschaft und Kirchenleitung verbinden, und wurde geradezu folgerichtig 1982 zum Landesbischof von Braunschweig gewählt und später auch zum Leitenden Bischof der VELKD.

Thiede diagnostiziert drei auseinanderdriftende Strömungen in der EKD: Eine konservative, eine liberale und eine bald „aufgezehnte Mitte“. Im Streit der Meinungen verfestigen sich die Linksliberalen und die Konservativen. In der Mitte herrschen Unverständnis, Enttäuschung, Austrittsneigung. Sie kann die Flügel nicht zusammenhalten. Ohne tiefergehende Korrektur droht also die Volkskirche zu zerfallen. Nötig ist eine „substantielle Besinnung im Dialog der unterschiedlichen Strömungen“ (32). Dazu gibt die Reformationsbotschaft eine Bezugsgröße vor, die gegenwärtig weggeblendet ist: die Gottesfrage und das Endgericht. Mit Panzenberg wehrt sich Thiede dagegen, die Rechtfertigung verkürzt in den Horizont (post-)modernen Denkens zu übertragen und dabei deren Kernsubstanz preiszugeben. Vom Ende her denken! Dem Menschen Freiheit vom Zweifel und Selbstzweifel selbstverantwortlicher Subjektivität aufzeigen! Nicht die Frage nach der Zukunft der Kirche steht insofern an erster Stelle, sondern die nach der Zukunft des Glaubens. Dann mag sich die Kirche im evangelischen Verständnis funktional als Helferin zum Glauben bewähren und auf Ausflüge in die Tagespolitik verzichten.

„Kirche ohne Heiligkeit?“ Diese kritische Frage (59 ff) ist für Thiede das nötige Pendant zur Eschatologie, wenn der Refor-

mation bei uns wieder Gerechtigkeit widerfahren soll. Wir brauchen keinen Heiligenschein, aber Ausstrahlungskraft. Die wird gemindert, wenn die biblische Botschaft „zeitgemäß“ zurechtgebügelt wird. So ist es etwa bei der Frage einer Trauung gleichgeschlechtlicher Menschen geschehen. Zuvor schon wurde bei der Zulassung gleichgeschlechtlich lebender Menschen zum kirchlichen Amt die Amtsethik der Pastoralbriefe schlicht übergangen. Der Streit um das richtige Verstehen der biblischen Botschaft geht weit über diese Anwendungsfälle hinaus. Diffamierungen ersetzen Argumente, Schlagzeilen die Selbstkritik. Die Reformation hat deutlich gemacht: Die Botschaft ist der Gemeinschaft der Glaubenden anvertraut, die durch das Hören der Botschaft entsteht. So ist ihre vordringliche Aufgabe die Pflege der Lehre. Das aber geschieht in der Beziehung von Amt und Gemeinde; dazu gibt es die Regelwerke der Ordination und der Visitation, zu denen Thiede interessante Überlegungen mit historischer Tiefenschärfe vorlegt.

In Kapitel VII wird deutlich: Die dringend nötige geistliche Erneuerung darf nicht übersehen, dass bei uns die Beichte faktisch abgeschafft und die Abendmahlspraxis verflacht ist. Die Frage nach der Heiligkeit der Kirche ist der Kompass, an dem sich die geistliche Erneuerung unserer Kirche auszurichten hat. Thiede hat keinen Mangel an konkreten Hinweisen. Diese hat er bereits in dem Kapitel III mit der provozierenden Überschrift „Protestantische Prinzipien oder Protest gegen Prinzipienreiterei?“ gegeben. Im Vergleich zu seinen kirchenpraktischen Ausführun-

gen erweist sich manches, was derzeit vollmundig in Szene gesetzt und der Pfarrerschaft aufgenötigt wird, als Abdriften in seichte Gewässer.

Wie soll es weitergehen? Reformatorisch natürlich! Das bedeutet konkret: „Evangelische Kirche realisiert sich primär in örtlichen Gemeinden“ (200). Und weiter: „Alle anderen Ausformungen von Kirche, institutionelle wie sonstige übergemeindliche, sind demgegenüber von sekundärem Gewicht.“ Die theologische Diskussion ist nicht zielführend, wenn sich die konfligierenden Gruppen zwecks Stärkung ihrer Macht um Mitgliederzuwachs kümmern. In der ganz und gar von Gottes Gnade abhängigen Kirche diskutiert man nicht gegeneinander, sondern man lernt voneinander. Keine Gruppe kann für sich die volle Wahrheit in Anspruch nehmen; auch Mehrheitsentscheidungen von Synoden haben nicht eo ipso die Gewähr der Wahrheit in sich. Persönlich gesagt: Hätte ich noch kirchenleitende Aufgaben, würde ich mit den Gruppierungen in unserer Landeskirche einzelne Abschnitte aus Thiedes Buch absprechen und gemeinsam diskutieren. Erst kürzlich hat ja Wolfgang Huber – nach Drucklegung von Thiedes Buch – betont, dass das indirekte Wahlverfahren in die Synoden dazu geführt hat, dass bestimmte Fragen gar nicht mehr gestellt werden, weshalb er die Direktwahl nach württembergischem Vorbild vorschlägt.

Einige der vielen wertvollen Zitate, die Thiede bringt, greife ich hier zum Schluss als Impulse für die fällige Neubestimmung des kirchlichen Kurses auf:

- Arnoldshainer Konferenz: „Für die Kirche ist ein Pluralismus untragbar, der die Notwendigkeit einer Grenze prinzipiell verneint und im Namen evangelischer Freiheit gleichberechtigte Geltung für alle Auffassungen fordert, die sich selbst als christlich verstehen (17).
- Dorothea Wendebourg: Kirche und Theologie gehen mit dem Pluralisierungsdruck so unangemessen um, dass „ausgerechnet das Reformationsjubiläum an allen Fronten zur großen Feier ihrer theologischen Harmlosigkeit werden“ (20).
- Karl Richard Ziegert: „Was als Protestantismus einmal eine Glaubensgemeinschaft war, präsentiert sich nun durchgängig als von der ‚moralischen Avantgarde‘ geführte ethisch-politische Gefühlsgemeinschaft“ (37.) Und weiter: „Unausweichlich wird die auf Koordination mit der politischen Klasse eingestellte Kirche religiös stumm“. „Von missionarischem oder gar evangelistischem Engagement in den Landeskirchen ist heutzutage kaum mehr viel zu bemerken“ (48).
- Johannes Fischer: Viele Stimmen unserer Tage „artikulieren den Eindruck, dass die evangelische Kirche an spiritueller Auszehrung leidet und ihre leitenden Instanzen und Repräsentanten durch Präsenz in den politischen und ethischen Debatten den Bedeutungsverlust kompensieren wollen“ (58f).
- Eilert Herms: „Werden die alten Bekenntnisse nicht mehr als Grundlagen der Ordnung geachtet, treten de facto neue an ihre Stelle“ (59).
- Wolfhart Pannenberg: „Die Verunsicherung über die Inhalte des christlichen Glaubens gerade auch in der Pfarrerschaft ist eine Lebensfrage der evangelischen Kirche geworden. [...] Eine Kirche, die ihrer eigenen Sache nicht mehr gewiß ist, kann nur noch untergehen.“ (138).
- Dietrich Bonhoeffer hat unterstrichen, „der Verlust des Häresiebegriffs ‚bedeutet schwere Einbuße an konfessioneller Substanz‘“ (254, Anm. 17).
- Werner Thiede selbst sei abschließend noch einmal selbst zitiert: Dass es zwischenzeitlich zu einer eher krisenhaften Stille und mancherlei Entmutigung für die örtlichen Gemeinden gekommen ist, dürfte „mit der immer stärker gewordenen Vorherrschaft liberaler Theologie in Theologie und Kirche zu tun haben, die schwerlich zu lebendigeren, wachsenden Gemeinden führt, sondern wenn, dann wohl eher zu wachsenden Apparaten“ (191).

■ Klaus Baschang, Karlsruhe

Reinhold Schlotz

Von Golgatha nach Auschwitz. Die Mitverantwortung des Christentums für den Holocaust.

Alibri Verlag, Aschaffenburg 2016, kart.,
einige Abbildungen, 125 Seiten, 10 Euro

Mit einem Zitat Simon Wiesenthals eröffnet Schlotz seine „Vorbemerkungen“: „Es kann keine Zukunft geben mit einer verdrängten Vergangenheit.“ Danach nimmt er den Anspruch der Kirchen, Hüter positiver ethischer Werte zu sein, sowie in den Zehn Geboten Vorläufer der Menschenrechte zu sehen, aufs Korn. Dass das christlich-jüdische Verhältnis „seit dem Bestehen des Christentums durch Ausgrenzung, Verfolgung, Vertreibung, Pogrome und Massenhinrichtungen jüdischer Menschen geprägt“ sei, lässt fragen, wann Schlotz das „Bestehen des Christentums“ ansetzt: für die ersten drei Jahrhunderte lässt sich dies sicher nicht behaupten. Damals waren die Christen selbst häufig die Verfolgten. Hier hätte sicher eine weniger propagandistisch gefärbte Sprache zu mehr Ernstnahme berechtigter Kritik verholfen; dies gilt auch für weitere verallgemeinernde Aussagen. Für kirchliche Stellungnahmen zum NS-Genozid an Juden führt er leider nur katholische Stimmen an; dadurch werden die Sachverhalte etwas verzerrt. Belege zitiert er fast ausschließlich nach Sekundärliteratur, darunter

auch Deschners Kriminalgeschichte des Christentums. Dass christliche Judenfeindschaft bis ins Neue Testament zurückreicht, ist leider nicht zu bestreiten; allerdings wäre es gut, dabei auch Erkenntnisse neuerer Exegese zu berücksichtigen, um ein weniger plakatives, vor allem im Blick auf Paulus differenzierteres Bild zu gewinnen. Dass die „Kirchenväter“ ab dem 2. Jh. eindeutig jüdenfeindlich waren, ist bekannt – einschließlich des „Gottesmord“-Vorwurfs durch Melito von Sardes. Seine katholische Provenienz verrät der Autor auch dadurch, dass er diese frühen Christen und Konzilien meist mit dem Attribut „heilig“ zielt. Dabei ist nicht zu bestreiten, dass die jeweils zitierten Konzilsbeschlüsse zutreffend sind. Dass allerdings das „Verbot der Ehe zwischen Juden und Christen ... als Vorbild für die Nürnberger Rassegesetze gesehen werden kann“, verkennt die völlig unterschiedliche Begründung. Dass die Kreuzzüge „auch zum Martyrium für die europäischen Juden“ wurden (vor allem in den sog. „Schumstädten“), beruhte jedoch wohl weniger auf Theologie als auf Massenpsychose. Wie wenig sachkundig oft die Begrifflichkeit ist, zeigt z. B. eine Feststellung über die Eroberung Jerusalems in den Kreuzzügen: „Um den in Flammen stehenden Tempel standen die Vertreter der »christlichen Religion der Liebe« und sangen: »Christus, wir preisen dich.«“ Dass dieses Zitat auf Karlheinz Deschner zurückgeht, entschuldigt nicht die Tatsache, dass zu diesem Zeitpunkt der Tempel seit über 1000 Jahren nicht mehr bestand. Damit sollen die Verbrechen, die Christen jahrhundertlang an Juden begingen,

weder entschuldigt, noch verharmlost werden; eine sachgemäßere Terminologie wäre der Wahrheit jedoch dienlicher. Dagegen kann man die Beschlüsse des Laterankonzils von 1215 mit der Kennzeichnungspflicht für Juden und dem Verbot öffentlicher Ämter sowie die späteren Bücherverbrennungen und judenfeindlichen Maßnahmen der Inquisition durchaus als Vorläufer der Nazi-Gesetze und Aktionen bezeichnen.

Leider muss man auch der Überschrift zu dem Lutherkapitel zustimmen: „Leitfaden zum Holocaust“. Luthers Ratsschlag, wie mit den Juden umzugehen sei, sind in einem grau hinterlegten Kästchen abgedruckt. Insgesamt liefern auch die Hinweise auf einschlägige Äußerungen von Päpsten des 19. Jh., aber auch des evangelischen Hofpredigers Adolf Stöcker und des Historikers Heinrich von Treitschke einen guten Überblick, wie sich die jahrhundertealte Judenfeindlichkeit jeweiligen Zeitströmungen anpasste. Auch Hitlers „Weg in den Antisemitismus“ wird in dieses Bild eingezeichnet, wenn ausdrücklich darauf verwiesen wird, dass er katholisch getauft und nie exkommuniziert wurde. Dass er als Messdiener in einem „Chorherrenstift in seiner Freizeit Gesangsunterricht“ erhielt, scheint dagegen weniger zum Thema beizutragen, es sei denn als Beleg für die kirchliche Verflochtenheit des Nazi-Antisemitismus. So ist wohl auch der Hinweis gemeint, der Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger sei „während seiner Studienzeit Mitglied einer katholischen Studentenverbindung“ gewesen. Überhaupt kann Schlotz der „Unterschei-

dung eines rassistisch begründeten Antisemitismus von einem religiös motivierten Antijudaismus“ nichts abgewinnen; denn diese werde „von kirchlicher Seite gerne verwendet, um die Verantwortlichkeit der Kirchen am Holocaust zu verleugnen“. Hier wäre ihm die Lektüre der vielen evangelischen Erklärungen zu empfehlen, die zum großen Teil sogar Eingang in die Grundordnungen gefunden haben und unumwunden die Mitverantwortung der Kirchen als Schuld bekennen. Überhaupt ist in diesem Kapitel die Trennschärfe zwischen Nazi-Gesetzgebung und kirchlicher Anpassung bzw. Unterwerfung zu vermissen, ganz davon abgesehen, dass er auf den kirchlichen Widerstand in der Bekennenden Kirche erst dreißig Seiten später eingeht, so dass ein zumindest verzerrter Eindruck der theologischen Relevanz der judenfeindlichen Theologie der „Deutschen Christen“ entsteht. Auf dem „Weg in Richtung NS-Staat“ bringt Schlotz ebenfalls nur kuriale Beispiele, um daran ein Kapitel über „Katholische Judenhasser: Adolf Hitler, Joseph Goebbels, Heinrich Himmler“ anzuschließen, u. a. unterstützt durch ein kitschiges Ölgemälde Hitlers. Was Hitler an Jesus imponierte, wird an einem Zitat einer NSDAP-Versammlung von 1922 veranschaulicht, wie Jesus als sein „Herr und Heiland als Kämpfer ... sich endlich aufraffte und zur Peitsche griff, um die Wucherer, das Nattern- und Otterngezücht hinauszutreiben aus dem Tempel.“ Daraus leitet Hitler die Verpflichtung ab, „ein Streiter zu sein für die Wahrheit und das Recht“. Ähnliche Zitate folgen. Goebbels wurde wenigstens exkommuniziert, jedoch nicht wegen seiner

Judenhetze, sondern wegen der Ehe mit einer Protestantin. Sehr ausführlich wird sein Werdegang samt seiner Vergötterung Hitlers und seinem Antisemitismus dargestellt, obwohl er mit einer „Halbjüdin“ liiert war. Seine religiösen Bekenntnisse wirken schwülstig. Auch Himmler wird als Katholik geschildert, der sich aber auf „der Suche nach einer Weltanschauung ... langsam vom Katholizismus“ absetzte. Seine innerparteiliche Karriere wird in großen Zügen umrissen. Dabei stützt sich Schlotz fast nur auf Peter Longerichs Himmler-Biografie. Seine Art der Religiosität wird an dem Begriff der „Gottgläubigen“ veranschaulicht, da für die Mitgliedschaft in der SS zwar keine Kirchenmitgliedschaft, aber ein (wie auch immer gearteter) Glaube an Gott verbindlich war. Dazu gehört auch, dass die SS als „Orden“ aufgebaut wurde.

Im Kapitel über die Unterstützung des Nationalsozialismus durch die Kirchen wird hervorgehoben, dass Hitler für sein Ermächtigungsgesetz im Reichstag eine Zweidrittelmehrheit benötigte. Diese „wurde bei der Abstimmung am 24. März 1933 mit den Stimmen der katholischen Zentrumspartei erreicht.“ Die Rolle des Kaplans des Collegio Teutonico di Santa Maria dell' Anima in Rom, Ludwig Kaas, beim späteren Papst Pius XII. und dem Zustandekommen des Reichskonkordats (einschließlich des Treueeides neu ernannter Bischöfe) aber auch einer Reihe von Rechtsgarantien für die katholische Kirche wird ebenso deutlich wie die Grußadresse von Kardinal Faulhaber an Hitler. Dass Faulhaber dennoch nicht spannungslos mit dem Naziregime lebte,

wird später erwähnt. Man müsste ihn wohl als Opfer eines deutschnationalen Antibolschewismus bezeichnen, der ihn gegen das Nazi-Unrecht blind machte. Auch andere in diesem Kapitel beschriebene Bischöfe lassen deutlich eine zwiespältige Haltung erkennen, sei es aus Furcht oder Opportunismus. Rosenbergs Mythos des 20. Jahrhunderts dient als Beispiel dafür, wie kirchlicher Widerstand dagegen sogar die Auflage steigern konnte, die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ als Beispiel, dass man sich zwar gegen Verletzungen des Konkordats wandte, aber „das Wort Jude nicht ein einziges Mal“ darin vorkam, statt dessen jedoch wieder den Gottesmord-Vorwurf erhob. Dass Pius XII. als „Papst, der zum Holocaust schwieg“, apostrophiert wird, verwundert nicht. Der Antibolschewismus hatte wohl den Blick getrübt. Auch Edith Steins Appell an den damaligen Nuntius und späteren Papst blieb unbeantwortet.

Der Protestantismus kommt nicht wesentlich besser weg. Viele Pfarrer waren deutschnational gesinnt und sogar Mitglieder in verschiedenen Freikorps. Die Entwicklung der „Deutschen Christen“ (DC) und ihrer Nähe zu den NS-Organisationen wird umrissen, der Gedanke einer zweiten Reformation, die „die völkische Sendung Martin Luthers“ ans Ziel bringen müsse, herausgestellt. Die Forderung nach „Streichung des Alten Testaments aus der heiligen Schrift der Christen“ erinnert – wenn auch aus völlig anderen Gründen – an jüngste Diskussionen der letzten Jahre. Dass der Thüringische Landesbischof für solche Pa-

rolen besonders aufgeschlossen war, fand auch seinen Ausdruck in der Gründung des Eisenacher „Entjudungsinstituts“. Ein entsprechender Text über „evangelische Juden“ wird grau unterlegt im Wortlaut wiedergegeben. Nur kopfschüttelnd kann man diese Behauptungen lesen. Martin Niemöllers zwiespältige Haltung wird leider viel zu stichwortartig und daher etwas missverständlich skizziert, Theophil Wurms Antijudaismus ist mittlerweile bekannt, nachdem er jahrelang durch die Alliierten hofiert worden war. Sein Einsatz „für verurteilte NS-Verbrecher“ muss jedoch nichts mit Sympathie zu tun haben, sondern mit einem missverstandenen Barmherzigkeitsethos. Dass Walther Künneth als Mitglied der Bekennenden Kirche (BK) dem Staat das Recht zugestand, „die Judenfrage zu einem Problem staatspolitischer Neuordnung zu machen“, mag sowohl auf sein strenges Luthertum als auf staatliche Einschüchterung zurückzuführen sein. Dass Geistliche der BK zur Verfolgung der nichtgetauften Juden schwiegen, ist leider eine beschämende Tatsache. Einem sehr kurzen Kapitel über den Holocaust folgen zwei Kapitel über kirchliche Versuche, sich nach dem Zusammenbruch der Naziherrschaft rein zu waschen und Nazigrößen Hilfe beim Untertauchen zu leisten. Über den weitergehenden Judenhass in konservativ-fundamentalistischen Kreisen der katholischen Kirche und entsprechenden Formationen wird im Kapitel „Verdrängen statt Verarbeiten“ informiert. Schließlich wird der irreführende Begriff einer „christlich-abendländischen Leitkultur“ in Frage gestellt.

■ Hans Maaß, Karlsruhe

Christoph Körner

Christliche Sozialökonomie – Auf dem Weg zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Zell a. M. 2017, 234 Seiten, 20 Euro

Eine Sammlung von zeitkritischen Artikeln, Aufsätzen und Texten von Körner, der über die Wendezeit hinaus Pfarrer in Mittweida/Sachsen und Studentenseelsorger an der dortigen Hochschule war, in der Arbeitsgemeinschaft Offene Kirche in Sachsen engagiert ist und bis vor kurzem Vorsitzender des Vereins „Christen für gerechte Wirtschaftsordnung“ war. Im Zentrum steht das prophetische Amt der Kirche und ihr spezifischer Auftrag im Bereich der Sozialökonomie. Die ehrwürdigen Stichworte des Konziliaren Prozesses stellen für Körner den Rahmen seines Buches dar. Geld, Boden, Arbeit und Wirtschaft sind die Felder, die er hervorhebt und bearbeitet – in denen sich Solidarität verwirklichen kann (und muss): „Das Recht aller Menschen auf faire, friedvolle und demokratische Teilhabe an Natur (ressourcen) und in der Ökonomie“ (238). Das ist der Grundtenor von Körner. Sozialökonomische Weisheitsschätze in den Religionen und in den Entfaltungen der „Freiwirtschaftsbewegung“ (um Silvio Gesell 1862–1930) sowie der Genossenschaftsbewegung bilden dabei das Fundament der unterschied-

lichen Überlegungen, die gerade in einer Zeit der neuen und notwendigen Kapitalismuskritik mehr als erwägenswert sind. Interessant sind die zeitgeschichtlichen Beobachtungen – etwa zu den Themen „Widerstand und Wandel“ – als „Christ in der DDR“ (64), zur „metaphysischen Rolle des Geldes“ (139), zum Begriff der Nachhaltigkeit (70) und schließlich auch zur Finanzierung der Kirchen (97). Hier erinnert Körner zur Recht an die anhaltende und mehr als bedenkenswerte Relevanz der Kultursteuer – etwa in Italien (102). Abgerundet wird das Werk von mehreren Prosatexten und von Lyrik, in der die Vielschichtigkeit von Religion und Glaube im Sinne von Paul Tillich vergegenwärtigt wird. „Gegen den Strom schwimmen ... um dem Strom des Lebens gerecht zu werden ...“ (186): Dieser Maxime verleiht Körner mit allen seiner Arbeit – theologisch, intellektuell und gesellschaftlich – eine vernehmbare und wichtige Stimme.

■ Christian Buchholz, Kirchheim/Teck

Barbara Drossel (Hg.)

Naturwissenschaftler reden von Gott

Brunnen Verlag Gießen 2016,
157 Seiten, 13 Euro

W eithin herrscht heute das Vorurteil: Wer als Naturwissenschaftler forscht, kann wohl schwerlich an Gott glauben. Beides schließt sich nach Meinung vieler Zeitgenossen gegenseitig aus. Dem widerspricht die Herausgeberin und frühere Preisträgerin der Evang. Akademie Baden Barbara Drossel, Professorin für Theoretische Physik an der TU Darmstadt, in ihrem Vorwort überzeugend: „In unserem Berufsalltag erforschen wir als Professoren die Gesetzmäßigkeiten der Natur mit ausgeklügelten, sorgfältig durchdachten Methoden ... Wir lesen Fachzeitschriften unseres Gebietes, um auf dem neuesten Wissensstand zu sein ... Gleichzeitig sind wir überzeugte Christen.“ (S.7)

Außer der Herausgeberin kommen sieben weitere NaturwissenschaftlerInnen aus Deutschland, England und den USA zu Wort. Die sehr persönlich gehaltenen Beiträge geben einen spannenden Einblick in das jeweilige Fachgebiet; die VerfasserInnen schildern, wie sie ihren eigenen Weg zum Glauben gefunden haben. Dabei verlaufen diese Wege keineswegs geradlinig. Den einzelnen Artikeln ist jeweils eine kurze Biographie vorangestellt. Zugleich gehen die Schilderungen über das Persönliche hinaus, sie liefern einen

Querschnitt von Wissenschaftstheorie im Spannungsfeld zwischen Naturwissenschaft und Theologie. Alister McGrath (Belfast) berichtet, wie er als überzeugter Atheist und Anhänger eines wissenschaftlichen Atheismus auf die Frage gestoßen ist: Wie begann diese Schöpfung? Wozu gibt es Leben? „Ich wendete mich von einem Glauben ab und einem anderen zu“ (S. 19). Ein Grund für sein Umdenken war die Verstehbarkeit der Natur durch die Naturwissenschaft, die „fundamentale Resonanz zwischen dem menschlichen Denken und der Struktur des Universums“ (S. 21). Dieser Linie folgend betont der zweite Beitrag von Peter Hägele (Ulm) die „unbegreifliche Effizienz der Mathematik in der Naturwissenschaft“ (S. 21), die er als „Wunder“ bezeichnet (S. 32). Das kann kein Zufall sein. Diese Konstanz und die Rationalität der Naturgesetze spiegelt die Zuverlässigkeit des Schöpfers wieder.

Spannend für den Leser ist die Anwendung der allgemeinen Modelltheorie auf die Gleichnisse Jesu im Sinne eines Modelloriginals, Modellsubjekts und des Modelladressaten. Die Astrophysikerin Joan Centrella (Space Flight Center der NASA) schildert die Entdeckung der Gravitationswellen, die Einsteins Relativitätstheorie bereits vorhergesagt hat. Für sie als Astrophysikerin sind die Naturkonstanten nicht einfach zufällig sondern diese Rationalität der Natur eine Entfaltung des göttlichen Logos. Als aus der Kirche Ausgetretener begegnet Siegfried Scherer (München) Gott an einem ganz ungewöhnlichen Ort im „Schnippelkurs“ bei der Betrachtung eines Teichfrosches unter hoher Vergrößerung. Plötzlich erfüllt ihn


eine tiefe Ehrfurcht. Ihm wird deutlich, dass das Transzendente in das sichtbar Wahrnehmbare hineinragt. Er diskutiert ausführlich die Frage nach dem Fundamentalismus atheistisch verstanden oder theologisch konservativ als Kurzzeitkreationismus. Welchen Bezugsrahmen bietet der biblische Schöpfungsbericht auch hinsichtlich der Frage nach dem Bösen, wenn manche Krankheitserreger wie ausgefeilte Mordprogramme wirken?

Barbara Drossel (Darmstadt) schreibt, wie sie als Teenagerin den alten Kinder glauben verlor und auf einem Ostertreffen neu die Entscheidung trifft, ihr Leben Jesus anzuvertrauen. Bei ihrem Studium der Kleinteilchenphysik entdeckt sie, dass klassische Berechnungen an ihre Grenze kommen. Die durch Molekularbiologie und Ökologie erweiterte Evolutionstheorie geht von langen Entwicklungszeiträumen aus, die sie bereits in den Darstellungen der Kirchenväter wiederfindet. Deren Studien drücken bereits das Bemühen aus, wie der Glaube zu jeder Zeit neu um eine Positionen zu ringen hat.

Francis Collins (Bethesda, USA) begegnet Gott im Gespräch einer Patientin. „Sie wissen ja, dass ich Ihnen von meinem Glauben erzählt habe. Was glauben denn Sie, Herr Doktor?“ (S.85). Für ihn beginnt ein zwei Jahre langes Nachdenken über das Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft. Das Phänomen eines Urknalls, die Feinabstimmung im Universum, das moralische Gesetz des Menschen sind Belege, die für Gottes Existenz schlüssiger sind als die Argumente, die für seine Ablehnung sprechen.

Sehr persönlich ist der Bericht von Monika Schönhoff (Münster). Behütet aufgewachsen verliert sie im Studium ihren Kinder glauben; erst durch eine schwere Krankheit erlebt sie Gott auf neue Weise. „Gott kennt keine Grenzen; er ist groß und erhaben und steht über jeder Vorstellung“ (S. 113): Gott ist immer größer als unsere Glaubenserfahrungen. Für sie als Christin ist daher die Wissenschaft ein immer wieder neues Entdecken der Größe Gottes. Spannend liest sich der Bericht von Jonathan Sleemann (Karlsruhe/Heidelberg). Sein persönlicher Glaube, charismatisch geprägt, lässt sich nicht konfessionell eingrenzen. Nach seiner Auffassung beschäftigt sich Wissenschaft mit Mechanismen, während es im christlichen Glauben um das „Warum“ und „Weshalb“ geht (S. 127). Beide Perspektiven sind zusammen als „komplementär“ anzusehen. So bilden auch die Evolution und der Glaube an das von Gott erschaffene Leben keinen Widerspruch. In der Genomanalyse wurden überzeugende Belege für die molekulare Evolution des Lebens geliefert. Der phylogenetische Baum des Lebens belegt, dass alle Arten aus einem einzelligen Lebewesen entstanden sind. Bei diesem komplexen Entstehungsvorgang sind Wissenschaftler zur Erkenntnis gekommen, dass das Leben auf der Erde nicht allein durch Zufall entstanden sein konnte. „Ein kreativer Schöpfungsakt durch Gott erscheint mir die einzig sinnvolle Erklärung zu sein“ (S. 131).

Der Bericht von Robert White (Cambridge) rundet das Buch ab. Die biblischen Schilderungen bezeugen, dass das Universum von einem liebenden Gott in ge-



ordneter Weise geschaffen wurde. Das menschliche Leben ist kein Zufallsprodukt des Universums. Das steht nicht im Widerspruch mit dem wissenschaftlichen Befund für eine Entwicklung von Milliarden Jahren. „Das Alter der Erde ist keine heilsentscheidende Frage“. Mit diesem Satz begegnet er offen verschiedenen wissenschaftlichen Ansätzen.

Auffallend ist die durchweg kritische Haltung der Wissenschaftler gegenüber dem Kurzzeitkreationismus. Die Entstehung des Lebens in langen Zeiträumen steht für die Autoren durchaus im Einklang zur biblischen Schöpfungsgeschichte, bei der es weniger um das „Wie“ der Entstehung geht, sondern um den Sinn alles Geschaffenen. Der Haupttenor der Verfasser ist: ein atheisches Weltbild passt nicht besser zu den wissenschaftlichen Erkenntnissen als ein theistisches, im Gegenteil. Im Hinblick auf die aktuelle ID – Diskussion hätte sich der Leser eine differenziertere Auseinandersetzung mit dem Intelligent – Design – Konzept gewünscht, zum Beispiel im Hinblick auf die Resonanz zwischen menschlichem Denken und der Struktur des Universums und der Herkunft des moralischen Bewusstseins des Menschen. Manche wissenschaftliche Äußerung würde sich der Leser konkreter dargestellt wünschen. Aber das alles stellt die Qualität des Buches nicht in Frage.

■ Bernhard Würfel, Pforzheim

Karl Waldeck (Hg.)

Alles ginge besser,
wenn man mehr ginge.
Vom Gehen – Wandern –
Flanieren und Pilgern in der
nordhessischen Region.

Euregioverlag Kassel 2016,
160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 20 Euro

Es geht, wie könnte es bei diesem Titel anders sein, ums Gehen in vielerlei Gestalt. Dass Bewegung auf den eigenen zwei Beinen heilsam sei für Leib und Seele, bildet den gemeinsamen Nenner der unterschiedlichen, sich im Zusammenhang aber leicht erschließenden Beiträge. Historische, kunstgeschichtliche, theologische und touristische Zugangsweisen mit ihren Querverbindungen machen die Publikation zu einem Kaleidoskop natürlicher menschlicher Fortbewegung. Sie verbindet dabei universale mit regionalen Aspekten: vom Pilgern in den Weltreligionen wird der Bogen gespannt zu den lokal bedeutsamen Wallfahrten und Pilgerzügen im mittelalterlichen Hessen. Wir erfahren, wie die Idee des Pilgerns zurückreicht in vorchristliche Zeit, dass sie aber durch das spätantike Christentum neue und eigene Impulse empfängt. Iro-schottische Wandermönche verbreiteten den Gedanken, dass das wahre Ziel des Wanderns jenseits irdischer Pilgerwege liegt. Die Zielorte wechselten im Lauf der Geschichte – von Jerusalem, Rom und Santiago de Compostela zu den näher lie-

genden Orten religiöser Verheißung wie etwa die Marburger Elisabethkirche oder eher weniger bekannten Wallfahrtsorten, auf die am Ende des Buches in einem Serviceteil hingewiesen wird. Deutlich tritt hervor, dass der Sinn dessen, was Pilger antreibt, durch die Jahrhunderte hindurch unterschiedliche, dem jeweiligen Zeitgeist verpflichtete Interpretationen erfährt. Was hat die mittelalterlichere Pilgerfrömmigkeit, die fasziniert ist vom Wunder einer blutenden Hostie, dargestellt an der hessischen Wallfahrtskirche Gottsbüren, gemein mit dem postmodernen Pilger, dem es darauf ankommt, „sich fremd zu gehen“ (so Detlef Lienau in seinem Beitrag über den Sinn heutigen Pilgerns)? Das Verbindende zwischen den historischen und modernen Äußerungsformen pedaler Fortbewegung lässt sich vermutlich in der „Suche nach Verwandlung“ finden, der Sehnsucht, wenigstens auf Zeit ein anderes Leben zu finden als das, was der Alltag zulässt.

Besonders reizvoll sind darum die Beiträge, die über das konventionelle Pilgern hinausgehen und das neuzeitliche Gehen, Wandern und Flanieren in seinen vielfältigen Erscheinungsformen in Blick nehmen. Das spannende Porträt des zivilisationskritischen Anarcho-Wanderers Hans Jürgen von der Wense (1894 – 1966), der bei Regen und Sturm wanderte, „bis das Wasser in den Schuhen quietsche“. Wogegen postmoderne Pilger auf Selbstfindungstrip zuweilen eher harmlos wirken. Lesenswert auch das Gespräch mit dem renommierten Buchautor und Reiseschriftsteller Wolfgang Büscher, der im Hessischen beheimatet

ist und dessen Buch „Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß“ aus dem Jahr 2003 vielfach ausgezeichnet wurde. Als eine Quintessenz seiner weltweiten Reisen resümiert Büscher mit Blick auf die eigene geographische Herkunft und religiöse Prägung: „Es ist doch alles da, was wir suchen, es liegt nur unter einer Staubschicht aus Ignoranz und Selbstvergessenheit versteckt.“

Nicht zu vergessen der Beitrag über den im Jahr 2003 verstorbenen Schweizer Soziologen und Stadtplaner Lucius Burckhardt, der angesichts des ungebremsten Bauwahns und Autorausches der Nachkriegszeit eine neue Wahrnehmung von Natur und Umwelt forderte. Und dafür eine neues Wissenschaftsfach einrichtete: die Promenadologie oder Spaziergangswissenschaft als natürlichste Art, sich eine Landschaft oder Stadt zu erschließen – ohne sie im Geschwindigkeitsrausch an sich vorbeihuschen zu lassen. Der Herausgeber dieses Buches, Karl Waldeck, ist Direktor der evangelischen Akademie Hofgeismar und bestritt selbst einen Teil seiner Akademiearbeit – gehend. Gewiss nicht nur, weil Gehen gesund ist, sondern weil dieser Fortbewegungsart auch ein zutiefst humanisierendes Moment innewohnt. Denn wer geht, bleibt geerdet. Gehen ist eine demokratieaffine Bewegungsform, weil die miteinander Gehenden sich auf derselben Ebene bewegen. Und Gehen kann natürlich immer auch Quelle existentieller Selbsterkundung und religiöser Inspiration sein. Wie dieses Buch zeigt und wozu es schöne Anleitungen bietet.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Arno Schmitt

Das Leben ist groß. Segensraum Taufe.

Ein Werkbuch mit CD-Rom, Gütersloher Verlags-
haus 2016, 272 Seiten, 24,99 Euro

Das Werkbuch des erfahrenen Mannheimer Pfarrers Arno Schmitt gründet in mehreren Annahmen und Einsichten:

- Es gibt trotz eines Bedeutungsverlustes der Kirchen (14) eine gesteigerte Taufbereitschaft der Kirchenmitglieder (15).
- Angesichts eines unübersichtlichen Lebensgeländes wächst gerade an lebensgeschichtlichen Übergängen das Bedürfnis nach Sinnorientierung und sozialer Anerkennung (15),
- Angesichts einer Ersetz- und Austauschbarkeit des Einzelnen ist die Anerkennung der Individualität nötiger denn je (16) und fordert die Kommunikation des Evangeliums in besonderer Weise heraus.
- Die herkömmliche Taufpraxis entspricht nicht mehr der Unterschiedlichkeit der Beteiligten, ihren verschiedenen Lebensdeutungen, auch nicht der Vielfalt der Taufanlässe und den Wünschen nach anderen Tauforten (23).
- Es bedarf einer aktiven Mitbeteiligung der Betroffenen, Einbezuges ihrer Interessen sowie ihrer individuellen Deutungsperspektiven um eine erneuerte Sicht des eigenen Lebens zu ermöglichen.

Auf diesem Hintergrund entwirft der Verfasser nach einer dichten Reflexion der Taufe (11–36) fantasiereiche „Modelle“ (29) für Tauf- und Taferinnerungsfeiern, bei denen die Täuflinge, die Tauffamilien sowie die zu ihnen gehörenden Gruppierungen in eine bedachte Vorbereitung einbezogen werden, um Wünsche, Interessen, Bedürfnisse aber auch Schicksale und Geschichten samt den impliziten Deutungen einbeziehen zu können. Die Feiern werden als „Feste des Lebens“ (Fulbert Steffensky) konzipiert. In drei Teilen werden neun „Taufliturgien im Kirchenjahr“ (37–159), zwölf „kleine Formen und Sonderformen“ (160–246) sowie eine Fülle von „Liturgischen Miniaturen“ (271–267) vorgelegt, die für eigene liturgische Praxis anregen sollen. Die Bezeichnung der einzelnen Modelle als „Liturgische Skizzen“ ist dabei etwas missverständlich. In der Regel werden Gottesdienste vollständig ausformuliert dokumentiert. Sehr bewusst werden beispielhafte Feiern und Feste für unterschiedliche Adressaten, verschiedene Zeiten und unterschiedliche Orte vorgelegt, die zur eigenen Kreativität verlocken und vor allem dem Anliegen der Taufe als auch den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen gerecht werden sollen.

Die Gestaltungen sind mehrheitlich geradezu opulent geplant. Da werden als Mitwirkende eine Vielzahl von Personen und Gruppen einbezogen, auch um den Charakter des Familiär-Privaten zu vermeiden. Die vorgeschlagenen Liturgien enthalten eine Vielzahl von Symbolen, Anspielen, Erzählungen, Wechselgebete, Bekenntnis- und Segensformen sowie

Textinszenierungen, Bildmeditationen und Raumarrangements, die die Botschaft der Gnade Gottes mehrsinnig zusprechen und so für die Kleinen und die Großen, die Frohen und Traurigen, die Suchenden und die Zweifelnden verschiedene Möglichkeiten anbieten sich selbst neu von Gott her zu verstehen. Alle diese Elemente im liturgischen Spiel können entnommen und eigenständig weiterverwendet werden.

Die durchgängig ausformulierten Ansprachen wollen durch direkte Anrede, und durch eine Vielzahl von Metaphern sowie durch intensivierende Wiederholungen vornehmlich Erwachsene ansprechen. Hier zeigt sich die Freude des Autors an der Sprache. Auf eine elementare Sprache der Kinder wird durchaus eingegangen (z. B. 178–181), dürfte jedoch öfter zur Anwendung kommen.

Theologisch begreift der Verfasser des Werkbuches die Taufe als Segensraum und nimmt dabei eine Formulierung von Ulrike Wagner-Rau auf (34-36). Damit soll die Tauf- und Taufferinnerungsfeier als kreativ gestalteter Begegnungsraum beschrieben werden, in dem die eigene Geschichte der Täuflinge und ihrer Familie auf der Basis grundlegender Akzeptanz erzählt werden können, die Botschaft von der Gnade Gottes auf unterschiedliche Weise eingebracht und der identitätsstiftende, ermutigende, befreiende Segen zugesprochen werden kann, ohne die Risse im Leben zu über-tünchen. Dabei wird die Taufe als aspektreiches Sakrament (25-27) entfaltet, das Kerngeschehen als Segenshandlung

(Handauflegung) gedeutet, so dass Segen und Gabe des Heiligen Geistes miteinander verschmelzen (z. B. 62). Dies ist angesichts der Polyvalenz der Handauflegung verständlich, reizt jedoch zu vertiefendem Nachdenken.

Das Werkbuch erweist sich als materialreiche und anregende Sammlung für eine zeitgemäße Taufpraxis in spätmodernen Zeiten. Die beigelegte CD enthält alle im Buch aufgenommenen und zusätzliche Liturgien und Miniaturen zu Anregung und differenzierter Weitergestaltung.

■ Hartmut Rupp, Waghäusel

Ulrich Laepple (Hg.)

Messianische Juden – eine Provokation

*Neukirchener Theologie,
Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016,
159 Seiten, 20 Euro*

Messianische Juden sind Jüdinnen und Juden, die an Jeschua ha Mashiach glauben, ihr Judesein nicht aufgeben, sondern ganz bewusst leben wollen. Rabbinische Synagogen begegnen ihnen mit Ängsten und Befürchtungen und von evangelischen Landeskirchen werden sie als Störung des mühsam errungenen christlich-jüdischen Dialoges, zumindest aber als eine Provokation empfunden. Die Autoren des vorliegenden Sammelbandes sind ausnahmslos im christlich-jüdischen Dialog engagiert und sind davon überzeugt, dass auch das Gespräch mit den messianischen Juden geführt werden sollte. Waren es bis vor wenigen Jahren noch überwiegend evangelikale Kreise, die messianischen Juden Aufmerksamkeit schenkten, so interessiert sich seit einigen Jahren zunehmend auch die akademische Theologie für diese Gruppe. Zahlreiche Dissertationen und Monographien zu Geschichte, Leben und Theologie Jesus-gläubiger Juden wurden inzwischen im deutschsprachigen Raum publiziert. Der vorliegende Sammelband ist ein weiterer Baustein dieser bereichernden theologischen Reflexion.

Hanna Rucks, die übrigens ihre sehr lesenswerte Dissertation über „Geschichte

und Theologie der messianischen Juden in Israel“ geschrieben hatte, gibt einen Überblick über „Messianische Juden in Geschichte und Gegenwart“ (13–26). Der Grundgedanke der messianisch-jüdischen Bewegung sei es, dass es heute genauso wie in den ersten Jahrhunderten möglich sein müsste als Jesus-gläubiger Jude seine jüdische Identität beizubehalten. Bei all den Unterschieden innerhalb der messianisch-jüdischen Bewegung nach Ländern und Sprachgruppen sei die Thora-Observanz für die Religionspraxis ein wichtiges Identitätsmerkmal. Als „Stolperstein“ benennt sie das Thema „Judenmission“. Das sei auch genau der Grund dafür, weshalb viele Juden die messianisch-jüdische Bewegung als eine Bedrohung empfinden. Unter dem Begriff „Reizwort Judenmission“ (109–126) stellt sich Hanna Rucks in einem weiteren Artikel genau dieser heiklen Diskussion, stellt viele Fragen wer, wie und wem gegenüber möglicherweise einen Zeugnisauftrag hat. Die Fragen bleiben offen. Vordringlich sei es, so betont sie, zwischen Juden, Christen und messianischen Juden weiter Vertrauen aufzubauen und Plattformen für einen Dialog zu schaffen.

In seinem Beitrag „Teilhabe und Teilnahme der Messianischen Juden an der Erwählungs- und Bundesgeschichte Israels“ (43–70) ist **Ulrich Laepple** die Überwindung der doppelten Ablehnung seitens des Mehrheitsjudentums und der völkchristlichen Kirche ein Anliegen. Unbestritten steht für ihn der ungekündigte Bund, die bleibende Erwählung Israels. An diesem Bund selbst Anteil zu haben nehmen messianische Juden für sich in

Anspruch, was ihnen jedoch Vertreter des Mehrheitsjudentums absprechen. Ihre Ablehnung geht sogar so weit, die Zugehörigkeit messianischer Juden zum Judentum grundsätzlich in Frage zu stellen. Als Hintergrund für deren Position macht Laepple deren „Nein“ zu Jesus als dem Christus aus, welches er aufgrund der Jahrhunderte langen Drangsalierung durch die Kirche zu verstehen deutet. Als weiter belastend sieht Laepple, dass auch von kirchlicher Seite die Legitimität eines sich mit Israel in Kontinuität verstehenden messianischen Judentums in Frage gestellt wird. Es irritiere die Kirchen, dass neben Judentum und Völkerkirche etwas Drittes sein könne, nämlich Juden, die an Jesus glauben und nicht in der völkerchristlichen Kirche aufgehen wollten.

Peter Hirschberg, der durch messianische Juden zum christlich-jüdischen Dialog gefunden hat, schreibt über „Messianische Juden: Gefahr oder Chance für den christlich-jüdischen Dialog“ (71–108). Auch er nimmt das Ärgernis und die Ängste seitens der rabbinischen Juden ernst, greift das Thema Judenmission auf und zitiert den ehemaligen Stuttgarter Landesrabbiner Joel Berger, dass christliche Judenmission die „Fortsetzung des Holocaust mit anderem Mitteln“ sei. In seinen Ausführungen wird deutlich, dass nicht nur er, sondern auch manche messianische Juden „Judenmission“ ablehnten. Dennoch sei es aber auch so, dass messianische Juden sowohl an den jüdischen Ursprung der Kirche erinnerten als auch die Christusfrage wach hielten: „Machen wir uns bewusst, wer wir sind und woher wir kommen! Wenn Jesus-gläubige Juden

wie Petrus, Paulus und viele andere (nennen wir sie etwas anachronistisch ruhig einmal Messianische Juden) uns, den Nicht-Juden, nicht das Evangelium verkündigt hätten, dann würden wir vielleicht immer noch unsere germanischen Götter anbeten. Das Fundament der christlichen Kirche ist judenchristlich. Dem Mut von Jesus-gläubigen Juden, aufgrund göttlicher Offenbarung die Grenzen des jüdischen Volkes zu überschreiten, um den unreinen „Heiden“ das Evangelium zu bringen, verdanken wir unser Christsein!“

Die Grenzüberschreitung von den Juden hin zu den Völkern ist das eine. Hirschberg sieht in den Judenchristen mehr als nur ethnische Folklore. Sie sind für ihn eine Brücke zu dem nicht an Christus gläubigen Judentum. Mit einem Zitat von Karl Barth definiert er das grundlegende Schisma, das Urproblem der christlichen Ökumene: „Die ökumenische Bewegung wird deutlich vom Geiste des Herrn getrieben. Aber wir sollen nicht vergessen, dass es schließlich nur eine große ökumenische Frage gibt: Unsere Beziehung zum Judentum.“ Er erkennt im Glauben des Christus fundamentale Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Christen, während andererseits der Glaube an Christus zum Stein des Anstoßes wird. Vor dem Hintergrund der Frage nach dem Gemeinsamen und Trennenden in der Christologie diskutiert er verschiedene Varianten christlich-jüdischer Verhältnisbestimmung:

1. Jesus trennt nur scheinbar, ohne das Proprium jüdischen Selbstverständnisses in Frage zu stellen.
2. Das jüdisch-christliche Verhältnis ist zwar einmalig, aber das Zeugnis von Jesus als dem Heiland und

Erlöser Israels steht nicht zur Disposition. 3. Jesus ist der Heiland und Messias aller Menschen, einschließlich des jüdischen Volkes, aber es gibt unterschiedliche heilsgeschichtliche Wege, die ans Ziel, bzw. zu Jesus führen. Diese Positionen diskutiert er differenziert und eingehend vor dem Hintergrund von Römer 9–11. Schließlich stellt er die Frage nach der Integration messianischer Juden in den christlich-jüdischen Dialog und schließt mit der Vision, der Integration messianischer Juden neben anderen jüdischen Strömungen.

Das Pfarrer-Ehepaar **Rita und Hans-Joachim Scholz** berichten von persönlichen Begegnungen mit Jesus-gläubigen Juden. „Ermutigung zur Begegnung“ (141–156) lautet ihr Beitrag, einer Einladung zum Austausch mit den Jesus-Nachfolgern aus dem Volk Israel. Ihr Anliegen ist Versöhnung und Heilung von Erinnerungen, denn messianische Juden waren genauso wie alle anderen jüdisch-gläubigen Juden Opfer des Holocaust.

Mit zwei Textbeiträgen kommt **Richard Harvey**, ein messianischer Jude, selbst zu Wort. Aus der Erfahrung in den Dialogkonferenzen berichtet Harvey über das „Messianische(s) Judentum (aus) eine(r) Insider-Perspektive“ (27–42). Ausführlich nimmt er Stellung zur Frage „Messianisches Judentum im deutschen Kontext“ (127–139). Sein Anliegen ist es an theologischen Schlüsselfragen weiterzuarbeiten. Dazu zählen die so genannte Ersatztheologie, die „Missio Dei“, die Mission Israels, die „Judenmission“ und die theologische Deutung des messianischen Ju-

dentums. Harvey ist es ein Anliegen, dass wenn die christliche Theologie die Ersatztheologie ablehnt, nicht nur für die Existenz messianischer Juden Raum geschaffen werden muss, dem „missing link“ zwischen Kirche und Israel, sondern dass zugleich auch die Ansicht über ihre vermeintliche Nicht-Existenz korrigiert wird. Den Begriff der „Judenmission“ lehnt Harvey ab. Er reflektiert ausführlich über die „Missio Dei“ und deren Beziehung zu den „missiones ecclesiae“ und der „missio Israelis“. Sein Herz schlägt jedoch eindeutig für die Mission der messianischen Juden, also die „missio ecclesiae ex circumcissione“, diese gelte es weiter zu erkunden und zu entfalten.

Der vorliegende Sammelband liefert einen ausgezeichneten Überblick über Geschichte und theologische Entwicklungen der messianischen Juden. Alle die im christlich-jüdischen Dialog stehen oder an Fragen des Volkes Israel interessiert sind werden an diesen aktuellen und herausfordernden Beiträgen nicht vorbei können.

■ Markus Roser, Sennfeld

Zu guter Letzt

Es werden allenthalben Klagen geführt über ungerathene Kinder, die nicht ihren Eltern gehorchen wollen, noch sie von Herzen lieb haben, sondern ihnen viel Kummer machen durch ihre Untugend und gottlos Wesen. Ich achte aber, es ist viel der Eltern eigene Schuld, als welche die Kinderzucht zum Theil nicht recht zu führen verstehen in der Furcht Gottes, zum Theil säumig und lässig darin sind. Das thun sie wohl, daß sie nach der Welt Lauf die Kinder lieben und auferziehen, wie sie sich in die Welt sollen schicken, bereiten ihnen Reichthum, schmücken sie aufs beste; machen, daß sie gesehen werden vor der Welt, und richten alles sorgfältig aus, was den Leib angethet: aber nach der Seele, in der Furcht Gottes, ist fast niemand, der sie recht unterweise und lehre. Man sehe nur darauf, wie man sich zur Sache stellt; niemand ist, der seine Kinder recht lehrt beten und die Stücke wissen, so zur Seligkeit gehören. Es sind etliche Thiere, die ihre eigenen Jungen fressen, und verderben ihre eigenen Früchte: also sind auch solche Menschen, die ihre Kinder nicht lehren und unterweisen. (...) Es ist kein unvernünftig Thier, das seiner Jungen nicht wartet, und lehret, was ihnen gebühret zu wissen. Und was hilfts, daß wir sonst alles hätten und thäten, und wären gleich eitel Heilige, so wir das unterweges lassen, darum wir allermeist leben, nämlich des jungen Volkes pflegen? Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist, und so gräuliche Strafe verdienet, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen. Derohalben bitte ich euch, meine lieben Christen, wollet diese meine Vermahnung zu Herzen nehmen, und bei euch lassen Frucht schaffen, daß ihr euch der armen Jugend mit Ernst annehmet, und durch göttliche Hilfe ihnen rathet und helfet zu seligem und christlichem Wandel nach Geist und Leib, zu Lob und Ehren Gott, dem Vater, durch Jesum Christum, unsern Heiland.